

Bericht über ein Judenpogrom in Kowno/Litauen

Bericht des Führers der Einsatzgruppe A, Walter Stahlecker, über ein Judenpogrom in Kauen (Kowno), Litauen, am 23. Juni 1941

„Die Einsatzgruppe A marschierte befehlsgemäß am 23.6.1941, dem zweiten Tage des Ostfeldzuges, nachdem die Fahrzeuge in einsatzfähigen Zustand versetzt worden waren, in den Bereitstellungsraum ab. Die Heeresgruppe Nord mit der 16. und 18. Armee und der Panzergruppe 4 hatte tags zuvor den Vormarsch angetreten. Es handelte sich nun darum, in aller Eile persönlich mit den Armeeführern wie auch mit dem Befehlshaber des rückwärtigen Heeresgebietes Fühlung aufzunehmen. Von vornherein kann betont werden, daß die Zusammenarbeit mit der Wehrmacht im allgemeinen gut, in Einzelfällen, wie z. B. mit der Panzergruppe 4 unter Generaloberst Hoepner, sehr eng, ja fast herzlich war. Mißverständnisse, die in den ersten Tagen mit einzelnen Stellen entstanden waren, wurden durch persönliche Aussprachen im wesentlichen erledigt. ...

»... nach jedem Erschlagenen
fingen sie an zu klatschen«
Judenpogrome in Kauen (Kowno)
und im übrigen Litauen



Der »Totschläger von Kowno«.



Kowno: Massenmord, von deutschen Soldaten besichtigt und vom Armeestab geduldet.

Zeitungsfotos – Quelle: <http://ldn-knigi.lib.ru/JUDAICA/Judenmord.htm>

Ebenso wurden schon in den ersten Stunden nach dem Einmarsch, wenn auch unter erheblichen Schwierigkeiten, einheimische antisemitische Kräfte zu **Pogromen gegen die Juden** veranlaßt. Befehlsgemäß war die Sicherheitspolizei entschlossen, die Judenfrage mit allen Mitteln und aller Entschiedenheit zu lösen. Es war aber nicht unerwünscht, wenn sie zumindest nicht sofort bei den doch ungewöhnlich harten Maßnahmen, die auch in deutschen Kreisen Aufsehen erregen mußten, in Erscheinung trat. Es mußte nach außen gezeigt werden, daß die einheimische Bevölkerung selbst als natürliche Reaktion gegen jahrzehntelange Unterdrückung durch die Juden und gegen den Terror durch die Kommunisten in der vorangegangenen Zeit die ersten Maßnahmen von sich aus getroffen hat. Angesichts der Ausdehnung des Einsatzraumes und der Fülle der sicherheitspolizeilichen Aufgaben wurde von vornherein ange-

strebt, daß die zuverlässige Bevölkerung selbst bei der Bekämpfung der Schädlinge in ihrem Lande – also insbesondere der Juden und Kommunisten – mitwirkt. Über die Steuerung der ersten spontanen Selbstreinigungsaktionen hinaus, auf die in anderem Zusammenhang noch näher eingegangen wird, mußte Vorsorge getroffen werden, daß zuverlässige Kräfte in die Säuberungsarbeit eingespannt und zu ständigen Hilfsorganen der Sicherheitspolizei gemacht wurden. Hierbei mußte den verschiedenen gelagerten Verhältnissen in den einzelnen Teilen des Einsatzraumes Rechnung getragen werden.

In Litauen haben sich bei Beginn des Ostfeldzuges aktivistische nationale Kräfte zu **sogenannten Partisaneneinheiten** zusammengefunden, um in den Kampf gegen den Bolschewismus aktiv einzugreifen. Nach ihrer eigenen Darstellung hatten sie dabei 4.000 Gefallene. In Kauen hatten sich vier größere Partisanengruppen gebildet, mit denen das Vorauskommando sofort Fühlung aufnahm. Eine einheitliche Führung dieser Gruppen war nicht vorhanden. Vielmehr versuchte jede, der anderen den Rang abzulaufen und mit der Wehrmacht in möglichst enge Verbindung zu kommen, um künftig zu einem militärischen Einsatz gegen die Sowjetarmee herangezogen zu werden und hieraus bei der späteren staatlichen Neugestaltung Litauens Kapital zu schlagen und eine neue (litauische) Armee aufstellen zu können. Während ein militärischer Einsatz der Partisanen aus politischen Gründen nicht in Betracht kam, wurde in kurzer Zeit aus den zuverlässigen Elementen der undisziplinierten Partisanengruppen ein **einsatzfähiger Hilfstrupp in Stärke von zunächst 300 Mann** gebildet, dessen Führung dem litauischen Journalisten Klimatis übertragen wurde. Diese Gruppe ist im weiteren Verlauf der Befriedigungsarbeiten nicht nur in Kauen selbst, sondern in zahlreichen Orten Litauens eingesetzt worden und hat die ihr zugewiesenen Aufgaben, insbesondere Vorbereitung und Mitwirkung bei der Durchführung größerer Liquidierungsaktionen, unter ständiger Aufsicht des EK ohne wesentliche Anstände gelöst. ...

Auf Grund der Erwägung, daß die Bevölkerung der baltischen Länder während der Zeit ihrer Eingliederung in die UdSSR unter der Herrschaft des Bolschewismus und des Judentums aufs Schwerste gelitten hatte, war anzunehmen, daß sie nach der Befreiung von dieser Fremdherrschaft die nach dem Rückzug der Roten Armee im Lande verbliebenen Gegner in weitgehendem Maße selbst unschädlich machen würde. Aufgabe der Sicherheitspolizei mußte es sein, die Selbstreinigungsbestrebungen in Gang zu setzen und in die richtigen Bahnen zu lenken, um das gesteckte Säuberungsziel so schnell wie möglich zu erreichen. Nicht minder wesentlich war es, für die spätere Zeit die feststehende und beweisbare Tatsache zu schaffen, daß die befreite Bevölkerung aus sich selbst heraus zu den härtesten Maßnahmen gegen den bolschewistischen und jüdischen Gegner gegriffen hat, ohne daß eine Anweisung deutscher Stellen erkennbar ist. In Litauen gelang dies zum ersten Mal in Kauen durch den Einsatz der Partisanen. Es war überraschenderweise zunächst nicht einfach, dort **ein Judenpogrom größeren Ausmaßes in Gang zu setzen**. Dem Führer der oben bereits erwähnten Partisanengruppe, Klimatis, der hierbei in erster Linie herangezogen wurde, gelang es, auf Grund der ihm **von dem in Kauen eingesetzten kleinen Vorkommando gegebenen Hinweise ein Pogrom einzuleiten**, ohne daß nach außen irgendein deutscher Auftrag oder eine deutsche Anregung erkennbar wurde. **Im Verlaufe des ersten Pogroms in der Nacht vom 25. zum 26.6. wurden über 1.500 Juden von den litauischen Partisanen beseitigt**, mehrere Synagogen angezündet oder anderweitig zerstört und ein jüdisches Wohnviertel mit rund 60 Häusern niedergebrannt. **In den folgenden Nächten wurden in derselben Weise 2.300 Juden unschädlich gemacht.**

In anderen Teilen Litauens fanden nach dem in Kauen gegebenen Beispiel ähnliche Aktionen, wenn auch in kleinerem Umfange, statt, die sich auch auf zurückgebliebene Kommunisten erstreckten. Durch Unterrichtung der Wehrmachtsstellen, bei denen für dieses Vorgehen durchweg Verständnis vorhanden war, liefen die Selbstreinigungsaktionen reibungslos ab. Dabei war es von vornherein selbstverständlich, daß nur die ersten Tage nach der Besetzung die Möglichkeit zur Durchführung von Pogromen boten. ...“

Quelle: Chronik des 20. Jahrhunderts, Spiegel-Verlag

ZEITGESCHICHTE

Goldes wert

Ein deutscher Historiker widerlegt die gängige These, die Wehrmacht habe mit den Mordaktionen der Einsatzgruppen in Rußland nichts zu tun gehabt. Das Heer war tief darin verstrickt.

Ein Feldwebel aus dem Stab der 11. Armee trieb am 7. September 1941 den 31jährigen Russen Wladimir Romanenko zu einer Dienststelle der Feldgendarmarie im deutschbesetzten Rußland. Der Soldat beschuldigte den Zivilisten, er sei sowjetischer Kommissar und habe russische Arbeiter, die in deutschen Diensten standen, bedroht und aufgefordert, ihre Arbeit niederzulegen.

Auf die Frage eines Feldgendarmen, woher er das wisse, nannte der Feldwebel zwei ukrainische Arbeiterinnen, die bei dem Russen zur Untermiete wohnten. Sie hätten nach einem Streit mit ihm diese Angaben gemacht.

Was zunächst wie ein alltäglicher Fall aussah, wurde bald darauf ein Politikum: Der Oberbefehlshaber der 11. Armee, Generaloberst Eugen Ritter von Schobert, schaltete sich ein und erklärte, daß er „eine exemplarische Bestrafung – wenn möglich öffentliche Erhängung durch den Strang – wünsche“. Der Generaloberst befahl, Romanenko zur Aburteilung an das Sonderkommando 11a der Sicherheitspolizei „abzugeben“.

Das Sonderkommando war eine Einheit der Einsatzgruppe D, die vom SS-Chef Himmler der 11. Armee zugeteilt worden war und deren Dienste die Truppe bei derlei Fällen gern in Anspruch nahm.

An diesem Tag muß beim Sonderkommando nicht viel los gewesen sein, denn seine Beamten untersuchten die Vorwürfe gegen Romanenko sorgsam. Sie fanden rasch heraus, daß die Angaben des Feldwebels „zumindest aufgebauscht“ und daß die Aussagen der beiden Mädchen „vollkommen unrichtig“ waren, weshalb sie „ernstlich ermahnt“ wurden – so ein Bericht des Sonderkommandos.

Fest stand jedenfalls, daß Romanenko keineswegs Kommissar war; auch als Jude konnte er nicht gelten. Deshalb konnte man ihn also nicht aufhängen.

Doch der Sachbearbeiter des Sonderkommandos mochte den OB Schobert nicht dadurch brüskieren, daß er Romanenko einfach laufenließ. Er fand einen seiner Branche würdigen Kompromiß: „Da es sich bei Romanenko um einen Geistesschwachen handelt, der nach eigenen Angaben bereits dreimal in einer Heilanstalt untergebracht war, wurde er am 9. September aus erbbiologischen Gründen exekutiert.“

Gut drei Wochen später trieb ein anderes Sonderkommando, nach Absprache mit dem Stadtkommandanten von Kiew, General Eberhard, die Juden der Stadt in die nahe gelegene Schlucht von Babi Jar. Dort erschossen die Männer des Sonderkommandos, unterstützt vom Polizeiregiment Süd, am 29. und 30. September 33.771 Juden.

Nach dem Massenmord, der laut Meldung der Einsatzgruppe C „reibungslos verlaufen“ war, karrten über 100 Lastwagen des Heeres die Kleider der Erschossenen ab. Pioniere des Heeres sprengten schließlich die Ränder der Schlucht so ab, daß die Leichen von der herabfallenden Erde bedeckt wurden.

Es war die größte Mordaktion, die je von einer Einsatzgruppe im deutschbesetzten Rußland verübt wurde. Sie hat mit dem Mord an Romanenko eines gemein: In beide Fälle war die Wehrmacht verstrickt.

Über die „in ihrem Ausmaß erschreckende Integration des Heeres in das Vernichtungsprogramm und die Vernichtungspolitik Hitlers“ hat jetzt der Historiker Helmut Krausnick in Zusammenarbeit mit seinem Kollegen Hans-Heinrich Wilhelm neue Materialien vorgelegt. In einem Buch über die Geschichte der Einsatzgruppen korrigieren sie liebgewordene Vorstellungen von der „Reinheit“ der Wehrmacht.

Vor allem Professor Krausnick, ehemaliger Direktor des Münchner Instituts für Zeitgeschichte und bekannt geworden durch seine gründlichen Arbeiten über den militärischen Anti-Hitler-Widerstand, widerlegt die von deutschen Generalen nach dem Zweiten Weltkrieg verbreitete Behauptung, sie hätten von dem Wüten der Einsatzkommandos nur unzureichende Kenntnis gehabt. Auch die Version, Generale des Heeres hätten resolut gegen die Himmler-Männer opponiert, revidiert Krausnick.

Die Wahrheit sieht anders aus: Schon im November 1941 bekam Generalstabschef Franz Halder bei einer Besprechung mit Armee-Chefs in Orscha nur Lobendes über Himmlers Einheiten zu hören. Die Generale meinten einstimmig, die Tätigkeit der Einsatzgruppen sei für die kämpfende Truppe „Goldes wert“, weil sie die rückwärtigen Verbindungen des Ostheeres sichere.

Gleich zu Beginn des deutschen Überfalls auf die Sowjet-Union waren sie dabei gewesen: die vier vollmotorisierten Einsatzgruppen A, B, C und D, die den vorrückenden Heeresgruppen folgten.

Sie gliederten sich jeweils in Einsatz- und Sonderkommandos. Ihr Personalbestand schwankte zwischen 600 und 1.000 Mann für jede Einsatzgruppe; Führer und Mannschaften kamen aus der Gestapo, der Kriminalpolizei, der Waffen-SS und dem Sicherheitsdienst (SD) der SS.

Nach der Interpretation ihres Gründers, des Sicherheitspolizei-Chefs Reinhard Heydrich, waren die Einsatzgruppen ad hoc gebildete Formationen eigener Art „zur Behandlung politisch-polizeilicher Angelegenheiten“. ***Das Oberkommando des Heeres (OKH) hatte dieser Gestapo auf Rädern das Recht zugestanden, „im Rahmen ihres Auftrages in eigener Verantwortung Exekutivmaßnahmen gegenüber der Zivilbevölkerung zu treffen“.***

Was das für „Maßnahmen“ waren, konnte den Männern der Einsatzgruppen nicht unklar bleiben, forderten doch die OKH-Richtlinien schon von den regulären Soldaten „rücksichtsloses und energisches Durchgreifen gegen bolschewistische Hetzer, Freischärler, Saboteure und Juden“.

Die Einsatzgruppen waren von Heydrich angewiesen, alles „zu exekutieren“, was ihnen suspekt schien – Funktionäre der Komintern und der Kommunistischen Partei, Volkskommissare, Juden in Partei- und Staatsstellungen sowie „sonstige radikale Elemente“.

Entsprechend fanatisch mordeten die Einsatzgruppen auf ihrem Zug durch Rußland. Ohne auch nur zu prüfen, ob sie Staats- oder Parteiämter innehatten oder ob sie Widerstand gegen die Deutschen geleistet hatten, liquidierten sie die Juden – insgesamt 2,2 Millionen auf dem Gebiet der Sowjet-Union.

Das einzige Handikap bei diesem Ausrottungsfeldzug lag in der relativ geringen Mannschaftsstärke der Einsatzkommandos. Doch da waren die Kommandoführer um Aushilfen nicht verlegen: ***Sie rekrutierten einheimische Antisemiten und Faschisten, die bereit waren, die Blutarbeit für die deutschen Herren zu erledigen.***

In Kowno, der Hauptstadt Litauens, schlugen sie in der Nacht vom 25. zum 26. Juni 1941 zum erstenmal los. Dr. Walter Stahlecker, SS-Brigadeführer und Chef der Einsatzgruppe A, faßte das nächtliche Wüten des vom Bluttausch befallenen Mobs in einer dünnen Meldung zu-

sammen: „Über 1.500 Juden von litauischen Partisanen beseitigt, mehrere Synagogen angezündet oder anderweitig zerstört und ein jüdisches Wohnviertel mit rund 60 Häusern niedergebrannt.“

Das Morden ging weiter. An einer Tankstelle, nur 200 Meter vom Quartier der Führungsabteilung der 16. Armee entfernt, wurden zahllose Juden von litauischen „Partisanen“ der Reihe nach erschlagen. Das Massaker dauerte Tag und Nacht, bis zum 29. Juni abends.

In der großen Schar der Gaffer standen auch viele deutsche Soldaten, um sich das Schauspiel nicht entgehen zu lassen: Auf öffentlichen Straßen und Plätzen Kownos wurden insgesamt 3.800 Juden umgebracht.

„Die Vorgänge“, so Autor Krausnick behutsam über den *Holocaust in Kowno*, „dürften eines der peinlichsten Kapitel der deutschen Heeresgeschichte bilden.“ Denn statt die Zivilbevölkerung zu schützen, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, verharrte die Truppe tatenlos.

Ein deutscher Dolmetscher, der sich aufgebracht an den Feindlage-Offizier der Armee wandte, wurde achselzuckend abgefertigt: Die Armee habe Befehl, in „dieser internen Angelegenheit“ neutral zu bleiben.

Auch der Oberbefehlshaber der 16. Armee, Generaloberst Busch, ließ sich durch eine Meldung über die Pogrome in der Stadt nicht beim Abendessen stören. Busch: „Das ist eine politische Auseinandersetzung. Was sollen wir denn machen?“ Auf den Gedanken, den Massenmord vor seiner Haustür durch die Truppe stoppen zu lassen, kam er nicht.

Unwiderrspochen durfte Stahlecker behaupten: „Durch Unterrichtung der Wehrmachtstellen, bei denen für dieses Vorgehen durchaus Verständnis vorhanden war, liefen die Selbstreinigungsaktionen reibungslos ab.“

Am 4. und 6. Juli wurden in der alten Festung Kownos die noch übriggebliebenen 2.930 Juden und 47 Jüdinnen von Stahleckers „Partisanen“ hingemetzelt – unter Aufsicht des Einsatzkommandos 3.

„Empört“, so erinnerte sich später General Franz von Roques, Befehlshaber der rückwärtigen Heeresgebiete Nord, sei er am 8. Juli beim Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, Generalfeldmarschall Ritter von Leeb, vorstellig geworden.

Abends schrieb der Feldmarschall in sein Tagebuch: „Wir haben auf diese Maßnahmen keinen Einfluß. Es bleibt nur übrig, daß man sich fernhält. Roques meinte wohl zutreffend, daß auf diese Weise die Judenfrage wohl nicht gelöst werden kann. Am sichersten wäre sie durch Sterilisierung aller männlichen Juden zu lösen.“

Nichts zeigt deutlicher, wie tief sich das Gift des Antisemitismus schon in die Seelen der Hitler-Generale eingefressen hatte. Als quasi-humane Alternative erörterten selbst NS-Gegner wie Leeb und Roques die Sterilisierung von Millionen Juden.

Diese resignative Haltung der Generale verschaffte dem Übermut der Einsatzgruppen freie Bahn. Sie mordeten immer ungenierter unter den Augen der Stäbe und der rückwärtigen Dienste. Mehr und mehr überschritten sie dabei ihre ohnehin weit gefaßten Kompetenzen.

Wie sehr sie in die Belange des Heeres eingriffen, ergibt sich aus einer streng geheimen Verfügung des Oberbefehlshabers der 18. Armee, des Generalfeldmarschalls von Küchler. Der Drang darauf, „sicherzustellen, daß die vollziehende Gewalt durch die hierfür eingesetzten militärischen Dienststellen ausgeübt“ werde und „Regelungen weitergehender Art rückgängig gemacht“ würden.

Doch der Schlußsatz des Küchler-Befehls verrät das wirkliche Kräfteverhältnis: „Hierbei ist unter unbedingtem Festhalten an den gegebenen Befehlen so zu verfahren, daß das gute Verhältnis zum SD nicht getrübt wird.“

Das Verhältnis wurde an der gesamten Ostfront niemals getrübt. Hitlers Feldherren überboten sich darin, den Massenmördern die Wege zu ebnen. In ihren Appellen an die Truppe bedienten sie sich nicht selten der hetzerischen Vokabeln des NS-Propagandisten Goebbels.

Selbst der dem NS-Regime abgeneigte Generaloberst Erich Hoepner (er wurde 1944 als einer der 20.-Juli-Verschwörer gehenkt) feuerte 1941 seine Soldaten so an: „Es ist der alte Kampf der Germanen gegen das Slawentum, die Verteidigung europäischer Kultur gegen moskowitzisch-asiatische Überschwemmung, die Abwehr des jüdischen Bolschewismus.“ Dieser Kampf müsse deshalb „mit unerhörter Härte“ geführt werden und von „dem eisernen Willen zur erbarmungslosen, völligen Vernichtung“ geleitet sein.

Generalfeldmarschall von Reichenau, OB der 6. Armee, übertraf Hoepner noch: „Deshalb muß der Soldat für die Notwendigkeit der harten, aber gerechten **Sühne am jüdischen Untermenschentum volles Verständnis** haben. Sie hat den weiteren Zweck, Erhebungen im Rücken der Wehrmacht, die erfahrungsgemäß stets von Juden angezettelt werden, im Keime zu ersticken.“

Sogar der General von Manstein, der 1935 – damals noch Oberst – als einziger Offizier gegen die Entlassung jüdischer Kameraden protestiert hatte, stimmte nun in den Chor der Propagandisten ein. 1941 sprach er von der „Notwendigkeit der harten Sühne am Judentum, dem geistigen Träger des bolschewistischen Terrors“.

Bezeichnend für die Atmosphäre in den Stäben war ein Vorfall, den die 298. Infanterie-Division meldete. Ein SS-Mann und der Angehörige einer Nachschubeinheit der Wehrmacht hatten auf einer Straße zwei russische Kriegsgefangene erschossen. „Ein Grund zur Erschießung“, hieß es in der Meldung, „war an sich nicht zu beobachten, auch ein Fluchtversuch der beiden Gefangenen lag nicht vor.“

Mithin war es Mord, ein Fall für das Kriegsgericht. Doch kein Kriegsrichter fand sich, die Untat zu sühnen. Die Täter erhielten nur einen Tipp für die Zukunft: „Der SS-Mann und der Wehrmachtsangehörige wurden angehalten, im Falle der Erschießung von Gefangenen dies nicht auf öffentlicher Straße zu machen.“

Was Wunder, daß die Mordaktionen der Einsatzkommandos bei den Militärs auf keinen Widerstand stießen. Die Stäbe trugen durch zuweilen heuchlerische Befehle nur Sorge dafür, daß sich Soldaten von den Exekutionen der Einsatzkommandos fernhielten.

Die 11. Armee dekretierte nach einer Massenerschießung von Juden durch Rumänen: „Es ist eine Selbstverständlichkeit für jeden gesund empfindsamen Menschen, daß von solchen abscheulichen Ausschreitungen keine photographischen Aufnahmen angefertigt werden.“ Und: „Ein neugieriges Begaffen solcher Vorgänge liegt unter der Würde des deutschen Soldaten.“

Es blieb nicht beim Zuschauen. Oft beteiligten sich auch Soldaten an den Exekutionen der Einsatzkommandos. Denen war diese Assistenz nur lieb: Je mehr sich die Wehrmacht in das Vernichtungsprogramm verstrickte, desto weniger brauchte die SS-Führung Vorwürfe wegen ihrer Mordaktionen zu befürchten.

Stellenweise unternahmen sogar Wehrmacheinheiten eigene Massaker. Bei der Bekämpfung tatsächlicher oder vermeintlicher Partisanen kam es zu schweren Exzessen gegen die Bevölkerung.

Immerhin versuchte der General von Roques gegenzusteuern: „Jedes eigenmächtige Erschießen von Landeseinwohnern, auch von Juden, durch einzelne Soldaten sowie jede Beteiligung an Exekutionsmaßnahmen der SS- und Polizeikräfte sind daher als Ungehorsam mindestens disziplinarisch zu ahnden.“ Indes: Es blieb bei der Drohung. Sanktionen sind nicht bekanntgeworden.

Aus vielen ähnlich lautenden Befehlen läßt sich aber schließen, daß mindestens die Stäbe der Korps, Armeen und Heeresgruppen von den Aktionen der Einsatzgruppen informiert waren, zumal diese gehalten waren, jede ihrer Aktionen der Wehrmacht schriftlich zu melden.

Auch wenn dabei statt „Erschießung“ häufig „Umsiedlung“ gemeldet wurde – wer sehen und hören wollte, wußte, was das bedeutete. Doch die hohen Militärs ließen die Meldungen meist ungelesen abheften. Sie wollten gar nicht wissen, was sich an Ungeheuerlichem in ihrem Machtbereich zutrug.

Als beispielsweise im Sommer 1941 der Erste Generalstabsoffizier einer Division dem Generalfeldmarschall von Reichenau darlegte, warum er eine geplante Erschießung jüdischer Kinder verhindern wolle, wies der OB ihn ärgerlich ab. Reichenau: „Der Bericht wäre überhaupt besser unterblieben.“

Die Ortskommandanten im Hinterland konnten sich nicht so vornehm von den Mordschützen distanzieren wie die Armeeführer. Sie waren mit ihren schwachen Kräften den Partisanen meist nicht gewachsen und riefen immer wieder die Einsatzkommandos zu Hilfe.

Selten wurden sie abschlägig beschieden. Die Zusammenarbeit gedieh so gut, daß bald auch viele Ortskommandanten in den Begriffsschemen der Einsatzgruppen zu denken lernten und Juden mit Partisanen gleichsetzten.

So wurden in Borissow im Oktober 1941 „auf Ersuchen der Ortskommandantur 146 im Gefängnis einsitzende Juden, die wegen Umhertreibens und Gefährdung der öffentlichen Sicherheit festgenommen waren“, erschossen, wie die Kommandantur schriftlich festhielt.

Am 14. November 1941 meldete der Ortskommandant von Simferopol erleichtert: „Die verbliebenen 11.000 Juden werden durch den SD exekutiert.“

Und Ende November rapportierte der Ortskommandant von Armjansk: „Zum Schutz gegen Partisanenumtriebe erwies es sich ferner als unumgänglich nötig, die 14 ortsansässigen Juden und Jüdinnen unschädlich zu machen.“

Solche Meldungen erreichten die Armeen zu Hunderten, ohne daß sie irgendein Echo auslösten.

Nur ein einziges Mal drang auf Initiative Leeb's vorsichtig verbrämte Kritik an den Einsatzgruppen zu Hitler vor. Der Diktator wütete nicht einmal. Er schulmeisterete lediglich den Kritiker. Hitler zu Leeb: „Wir sollten uns durch diese Geschehnisse nicht von unseren operativen Aufgaben ablenken lassen.“

Fortan schwiegen des Führers Feldherren.

Helmut Krausnick und Hans-Heinrich Wilhelm: „Die Truppe des Weltanschauungskrieges“. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; 688 Seiten; 68 Mark.



Nr. 39/1988 – 26.09.1988

Pogrome

... gegen Juden in den von der deutschen Wehrmacht besetzten Gebieten der Sowjet-Union gab es bereits, bevor ihre Leidensgenossen im Reich mit dem Judenstern gebrandmarkt wurden.

Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes der SS stachelten zunächst „einheimische antisemitische Kräfte“ zu Mord und Totschlag an. Ein Oberst des Heeres wurde, am 27. Juni 1941, in **Kowno** Augenzeuge eines solchen Massakers. Als er an einer Tankstelle vorbeikam, die „von einer dichten Menschenmenge umlagert“ war, gab es „immer wieder aufbrausenden Beifall, Bravo-Rufe, Händeklatschen und Lachen“. Dann sah der Oberst den „**Totschläger von Kowno**“ in Aktion: Auf dem Vorplatz dieser Tankstelle stand ein mittelgroßer, blonder und etwa 25jähriger Mann, der sich gerade ausruhend auf einen armdicken Holzprügel stützte, der ihm bis zur Brust reichte. Zu seinen Füßen lagen etwa 15 bis 20 Tote oder Sterbende ... Auf einen kurzen Wink trat dann der Nächste schweigend vor und wurde auf die bestialischste Weise mit dem Holzknüppel zu Tode geprügelt, wobei jeder Schlag von begeisterten Zurufen seitens der Zuschauer begleitet wurde.

Eine ähnliche Aktion beobachtete ein Wehrmachtsphotograph in **Kowno**. Ein junger Litauer, mit „einer Brechstange bewaffnet“, habe rund 50 Menschen unter dem Beifall der Zuschauenden nacheinander „durch einen oder mehrere Hiebe auf den Hinterkopf“ getötet. „Von diesen Erschlagenen machte ich eine Reihe Aufnahmen.“

Mit den Aussagen von Tätern und Augenzeugen über die ersten Judenpogrome im Krieg bis hin zum millionenfachen Massenmord in den Vernichtungslagern der Nazizeit dokumentieren Ernst Klee und andere in ihrem gerade erschienenen Buch „Schöne Zeiten“ einen bislang kaum bekannten Aspekt des Holocaust: Der Judenmord geschah „weithin in aller Öffentlichkeit und wurde begafft“ (Klee).

Mit zum Teil unveröffentlichten Photos belegt Klee überdies die brutale Vielfalt der Vernichtung – erschlagen, erschießen, vergasen. Die Amateurphotos und Selbstzeugnisse von Überzeugungstätern und neugierigen Wehrmachtsangehörigen zeigen eine Gemütsmischung aus Mordlust und Selbstmitleid.

„Schöne Zeiten“ überschrieb SS-Untersturmführer Kurt Franz, letzter Kommandant des Vernichtungslagers Treblinka (mindestens 700.000 Tote), eine Seite seines Photoalbums mit Bildern aus dem KZ. Es war jener Franz, der seinen Hund mit den Worten „Mensch, faß den Hund!“ auf Häftlinge hetzte; der Gefangene „mißhandelte, boxte, prügelte und tötete, wenn es ihm Spaß machte“ (Urteil des Landgerichts Düsseldorf).

Zu Wort kommen bei Klee Angehörige von Polizeieinheiten, die „natürlich gehörig aufgeräumt“ haben: „einmal Zigeuner und ein andermal Juden, Partisanen und sonstiges Gesindel“; das alles waren „Affenmenschen“.

„Wir Männer des neuen Deutschland müssen hart mit uns selbst sein“, berichtete brieflich ein Meister der Gendarmerie im Juni 1942 aus Kamenez Podolsk (Ukraine) nach Hause, „um für unsere Nachkommen ein schöneres und ewiges Deutschland zu bauen.“

„Machen wir uns doch nichts vor“, so ein Polizist über Kollegen, die an Juden-Massakern teilnahmen, „das war für die ein Fest, da gab es Gold und Geld.“

Das mußten die Opfer, wie im September 1941 in der Schlucht von Babi-Jar bei Kiew, wo binnen zwei Tagen 33.771 jüdische Männer, Frauen und Kinder erschossen wurden, selbst säuberlich sortieren. Auf gesonderten Haufen waren Gepäck, Wertsachen, Mäntel, Schuhe, Ober- und Unterbekleidung abzulegen. Ein Augenzeuge: „Die entkleideten Juden wurden in eine Schlucht geleitet, die die Ausmaße von etwa 150 Meter Länge, 30 Meter Breite hatte und gut 15 Meter tief war ... Wenn sie am Rande der Schlucht ankamen, wurden sie von Beamten der Schutzpolizei ergriffen und auf bereits erschossene Juden gelegt, Dies ging alles sehr schnell. Die Leichen wurden regelrecht geschichtet. Sowie ein Jude dalag, kam ein Schütze von der Schutzpolizei mit der Maschinenpistole und erschöß den Daliegenden durch Genickschuß ... Sowie ein Jude durch einen Schuß tot war, ging der Schütze auf den Leibern der Erschossenen zum nächsten inzwischen hingelegten Juden und erschöß diesen. So ging das am laufenden Band, ohne Unterschied zwischen Männern, Frauen und Kindern.“

Viele der Mordschützen konnten, so ein Sonderkommando-Mitglied, „nicht oft genug daran teilnehmen und meldeten sich häufig freiwillig zu diesen Exekutionen“. Sie empfingen zusätzlichen Sold und Urlaub, Extrarationen an Alkohol und Zigaretten.

Die Selbsteugnisse belegen auch dies: Einige verweigerten sich den Mordbefehlen, doch keiner von ihnen wurde, im Gegensatz zu späteren Schutzbehauptungen, erschossen oder ins KZ gesperrt.

Weil es zu langsam ging mit dem Morden, wurde das Töten rationalisiert. Zunächst kamen die Opfer in geschlossene Lastwagen, in die Auspuffgase geleitet wurden. Von Dezember 1941 bis Juni 1942, berichtete der Inspekteur der Gaswagen, August Becker, „wurden beispielsweise mit drei eingesetzten Wagen 97.000 verarbeitet, ohne daß Mängel an den Fahrzeugen auftraten“.

Als das immer noch nicht reichte, bauten NS-Schergen die Vernichtungslager, in denen die Mordmaschinerie mit Gift und Gas auf volle Touren kam. In Auschwitz beispielsweise lernte auch Medizinprofessor Johannes Paul Kremer noch das Gruseln.

In seinen säuberlichen Tagebuchaufzeichnungen erscheint ihm im Vergleich zu dem Massenmord im Lager „das Dantesche Inferno fast wie eine Komödie“. Doch ebenso penibel beschreibt Kremer seine Anforderung von „Führermütze, Koppel und Hosenträgern“ und verzeichnet das ausgezeichnete Essen: „Herrliches Vanilleeis“.

Der Herr Professor nutzt sogar das „Schrecklichste“ zugunsten der Wissenschaft. Es häufen sich die Tagebucheintragungen: „Heute lebendfrisches Material von menschlicher Leber und Milz sowie vom Pankreas entnommen und fixiert.“ Der Mediziner erforschte die Wirkung des Hungers auf den menschlichen Organismus.

Ernst Klee, Willi Dreßen, Volker Rieß: „Schöne Zeiten“. Fischer Verlag, Frankfurt; 278 Seiten; 29,80 Mark.

 23.11.1994

Wassili Grossmann, Ilja Ehrenburg (Herausgeber): Das Schwarzbuch, Der Genozid an den sowjetischen Juden (in deutscher Sprache herausgegeben von Arno Lustiger), 1994

TEXTAUSZUG

29.10.1941. Kaunas: Die jüdische Bevölkerung aus dem „Kleinen Ghetto“ wird ermordet

Am 28. Oktober um 6 Uhr morgens befahl die Gestapo allen Bewohnern des Ghettos, das waren etwa 30.000 Menschen, sich auf einem Platz, angeblich zur Auswahl von Arbeitskräften, zu versammeln. An diesem Tag selektierte der Gestapo-Mann Helmut Rauche¹ gemeinsam mit dem Referenten für Judenangelegenheiten «beim Stadtkommissar», Friedrich Jordan, etwa 11.000 Menschen. Sie wurden bis zum nächsten Morgen in den bereits unbewohnten Häusern des «Kleinen Ghettos» untergebracht. Am Morgen des 29. Oktober, bei Tagesanbruch, wurden all diese Menschen ins **IX. Fort** getrieben und noch am gleichen Tag erschossen.²

Am folgenden Tag, dem 30. Oktober, kehrte der zehnjährige Jitzchak Bloch ins Ghetto zurück (er hat überlebt, obwohl er noch die furchtbaren Qualen von Dachau und Auschwitz durchleben mußte). Er war nur mit einem blutverschmierten Hemd bekleidet und berichtete folgendes:

Am Tage der «Selektion» war er zusammen mit seinen Eltern ins «Kleine Ghetto» gebracht worden, von wo sie alle ins **IX. Fort** gejagt wurden. Dort befahlen sie allen Männern, sich bis auf die Unterhosen, und allen Frauen, sich bis auf den Büstenhalter zu entkleiden. Die halb-nackten Menschen jagte man gruppenweise aufs Feld, wo Gruben ausgehoben waren, in die sie springen mußten. Dort brachte man sie um. Kleine Kinder spießten sie mit dem Bajonett auf und warfen sie in die Gruben. Die Mutter von Jitzchak Bloch hatte ihrem Sohn zugerufen, er solle versuchen, sich zu retten. Er lief fort, sie schossen hinter ihm her. Er fiel in Sträucher, die Kugeln verfehlten ihn. Als es zu dunkeln begann, die Schüsse und das Wehklagen verstummten, erhob er sich und lief fort. Im Morgengrauen stahl er sich ins «Kleine Ghetto». Doch es war menschenleer und zerstört. Er saß den ganzen Tag über in einem Keller und schlich sich abends ins «Große Ghetto», das noch bewohnt war.

Als Jitzchak seinen Bericht beendet hatte, sträubten sich die Leute, ihm zu glauben. Man nahm an, daß er den Verstand verloren habe.

1. Helmut Rauche (auch Rauka) war SS-Hauptscharführer; von 1941 bis Mitte 1942 Referent für Judenfragen der Gestapo, führte er alle großen Aktionen im Ghetto von Kaunas an. Nach dem Krieg lebte er in Kanada; wurde 1986 von einem Gericht in Toronto des Mordes an Juden für schuldig befunden und nach Deutschland ausgeliefert. Des Mordes an mehr als 11.500 Menschen angeklagt, starb er im Gefängnis.

2. Dem Bericht vom 29. November 1941 zufolge wurden bei der «Säuberung des Ghettos von überflüssigen Juden», der sogenannten «Großen Aktion», 2.007 jüdische Männer, 2.920 jüdische Frauen und 4.273 Kinder (insgesamt 9.200 Menschen) erschossen.

Das Schwarzbuch: Der Genozid an den sowjetischen Juden, Wassili Grossman / Ilja Ehrenburg (Herausgeber), Arno Lustiger (Herausgeber), Ruth Deutschland / Heinz Deutschland (Übersetzer), Gebundene Ausgabe: 1.148 Seiten, Verlag: rowohlt; Auflage: 2 (23. November 1994), ISBN-10: 3498016555, ISBN-13: 978-3498016555, EUR 49,00

Einige Literaturhinweise zum Ghetto Kauen/Kaunas:

Yesner, Renata. Jeder Tag war Jom Kippur – Eine Kindheit im Ghetto und KZ. Die Zeit des Nationalsozialismus. Format: Kartoniert, Erschienen: 1995, Fischer (TB.), Frankfurt, ISBN-10: 359612770X, ISBN-13: 978-3596127702, EUR 8,45

Kurzbeschreibung:

Renata Yesner wächst als älteste Tochter einer wohlhabenden jüdischen Familie in Kaunas (Litauen) auf. Das farbenprächtige und abwechslungsreiche Stadtleben prägt sie genauso wie die ausgedehnten Sommerferien auf der ländlichen Datscha ihres Großvaters. In dieser wohlgeordneten Welt geschehen jedoch plötzlich unfaßbare Dinge: Zunächst annektiert die Sowjetunion Litauen, und wenig später marschieren Hitlers Truppen ein. Renatas Vater wird von den Nationalsozialisten deportiert, und die restliche Familie muß ins Ghetto umziehen. Dort erlebt Renata zum ersten Mal den Hunger und das Sterben. Sie werden zu ständigen Begleitern ihrer Kindertage.

Durch Glück und das Geschick ihrer Mutter entkommt Renata mehreren Selektionen unter Kindern und alten Menschen. Nur indem Renatas Mutter sie für älter ausgibt, als sie ist und Renata mit zur Zwangsarbeit nimmt, kann sie verhindern, von ihrer Tochter getrennt zu werden. Immer wieder schärft sie Renata ein, erwachsen zu wirken, denn sie ahnt früh, daß nur so eine Chance besteht, gemeinsam zu überleben. Auch als die Deutschen das Ghetto auflösen und die Bewohner ins Konzentrationslager Stutthof verbracht werden, gelingt es Renatas Mutter, ihre Tochter als arbeitsfähige Frau auszugeben und sie so erneut vor dem sicheren Tod zu bewahren.

Nach einer kurzen Zeit in Stutthof werden beide in ein Außenlager verlegt, wo sie unter unmenschlichen Bedingungen härteste körperliche Arbeit leisten müssen. Ausgezehrt und völlig entkräftet wird der Hunger zu Renatas einziger Lebenswirklichkeit. Im strengen Winter sterben immer mehr Häftlinge an den Folgen der Kälte und der Unterernährung. Erst im Februar 1945 kommt für Renata und ihre Mutter die Rettung: Gerade noch rechtzeitig befreien Soldaten der Roten Armee die halbverhungerten Frauen.

Solly Ganor: Das andere Leben. Kindheit im Holocaust. Fischer (Tb.), Frankfurt a. M.; 3. veränd. Aufl. 1997, ISBN-10: 3596135494, ISBN-13: 978-3596135493, €9,90.

Kurzbeschreibung:

Solly ist dreizehn Jahre alt, als die deutschen Truppen im Sommer 1941 in seine Heimatstadt Kaunas/Litauen einfallen. Von einem Tag auf den anderen ist die Kindheit des jüdischen Jungen zu Ende. Er wird mit seiner Familie ins Ghetto getrieben und muß zusehen, wie Freunde und Verwandte bei zahlreichen so genannten Aktionen der neuen Machthaber zur Vernichtung selektiert oder auf der Stelle ermordet werden.

Der Junge lernt zu Überleben und ist doch schon hundertmal gestorben, ehe er nach der Auflösung des Ghettos im Sommer 1944 zunächst ins Lager Stutthof (bei Danzig) und von dort in ein Außenlager des KZ Dachau deportiert wird. Inmitten einer bayerischen Bilderbuchlandschaft, im Lager X (Utting am Ammersee), erfährt Solly am eigenen Leibe, was Nationalsozialisten unter »Vernichtung durch Arbeit« verstehen.

Vor den anrückenden Alliierten wird er mit den wenigen noch lebenden Häftlingen auf einem der berüchtigten Todesmärsche in Richtung Alpen getrieben und unterwegs von amerikanischen Soldaten befreit.

Es ist die Geschichte eines gejagten Jungen, der fünfzig Jahre lang im Überlebenden Solly Ganor geschwiegen hat und der sich jetzt mit aller Kraft zu Wort meldet: die Stimme aus einem anderen Leben.

Christoph Dieckmann: „Das Ghetto und das Konzentrationslager in Kaunas 1941-1944“, in: Ulrich Herbert, Karin Orth, Christoph Dieckmann (Hg.): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager – Entwicklung und Struktur, Bd. I, Göttingen 1998, S. 439-471.

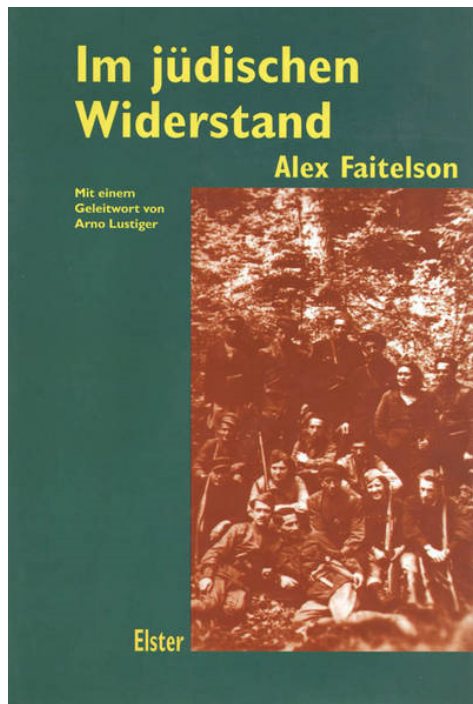


aktuelle Internetausgabe (2011)

Alex Faitelson. Im jüdischen Widerstand

Der autobiografische Bericht dieses Überlebenden des litauischen Kampfes gegen den Nationalsozialismus ist ein erschütterndes Zeugnis jüdischen Lebens im Kampf gegen die deutsche Besatzungsmacht in Litauen. Alex Faitelsons Erlebnisse in der jüdischen Untergrundorganisation zeigen die andere, reichlich unbekannt Facette jüdischer Existenz unter dem Nationalsozialismus: den jüdischen Widerstand.

Über den Autor: Geboren 1923 in Kaunas, Litauen, war er während des Zweiten Weltkriegs Mitglied der Antifaschistischen Kampforganisation AKO. Nach dem Krieg schloss er ein Ökonomiestudium an der Universität Vilnius ab und arbeitete später im Ministerium für Leichtindustrie. Mit seiner Frau, der Lyrikerin Sima Jaschunski, und seinen beiden Kindern wanderte er 1971 nach Israel aus und arbeitete dort als Bankinspektor.



Alex Faitelson: Im jüdischen Widerstand. Elster Verlag (Zürich), Gebundene Ausgabe: 452 Seiten, Auflage: 1 (1. Januar 1998), ISBN-10: 3907668448, ISBN-13: 978-3907668443. € 29,90.

Die Originalausgabe erschien 1993 unter dem jiddischen Titel «Im Schturen un Gernagl» in Vilnius, 1994 erschien eine hebräische und 1996 eine englische Übersetzung.

Vom gleichen Autor ist auch noch erschienen:

Alex Faitelson „The Escape from the IX Fort“, Kaunas, 1998, ISBN 9986-517-79-6

DIE ZEIT Nr. 47 / 2000

So teuflisch, so unbeschreiblich entsetzlich

Ein einzigartiges Dokument: Die Aufzeichnungen der Helene Holzman über die Vernichtung der litauischen Juden

Volker Ullrich

Im September 1944 begann die damals 53-jährige Helene Holzman aufzuschreiben, was sie während der **drei Jahre deutscher Besatzung im litauischen Kaunas** erlebt hatte. Mit einem Bleistift schrieb sie drei dicke Kladden voll. Anfang August 1945 war das Werk vollbracht. **Der Bericht endet mit dem 1. August 1944, dem Datum der Befreiung durch die Rote Armee.** „Mit dem heutigen Tag war der schreckliche Traum, die schreckliche Wirklichkeit, die unser Leben, das Leben von Tausenden, Hunderttausenden sinnlos und wahnwitzig zerstört hatte, abgefallen.“

Die aus einer deutsch-jüdischen Jenaer Bürgerfamilie stammende Malerin und Kunsterzieherin hat offenbar nie daran gedacht, ihre Aufzeichnungen zu veröffentlichen. Sie wollte, indem sie sich das gerade Erlebte noch einmal in allen Einzelheiten vor Augen führte, die Erinnerung daran festhalten. Als sie 1965, nach langen Bemühungen, von den sowjetischen Behör-

den die Genehmigung zur Ausreise in die Bundesrepublik erhielt, befanden sich in ihrem Gepäck auch die drei Kladden.

Erst nach dem Tode Helene Holzmanns im Jahre 1968 hat die jüngere Tochter Margarete, die mit der Mutter überlebt hatte, die Aufzeichnungen in die Hand genommen, und erst jetzt, über ein halbes Jahrhundert nach der Niederschrift, hat sie sich entschlossen, sie gemeinsam mit dem Schriftsteller Reinhard Kaiser zu veröffentlichen. Beiden ist zu danken, denn ohne Zweifel handelt es sich hier um eine historische Quelle von außerordentlichem Rang. So eindringlich wie sonst wohl nur das **Tagebuch der Mascha Rolnikaite**, der „litauischen Anne Frank“, **aus dem Wilnaer Ghetto** (erschienen in der DDR 1967 in einer Übersetzung aus dem Russischen, eine neue Ausgabe ist in Vorbereitung), legt sie Zeugnis ab von einem der furchtbarsten Kapitel in der Geschichte des Zweiten Weltkriegs: der Vernichtung der Juden in Litauen.

Der Bericht setzt ein mit dem Einmarsch der Wehrmacht in Kaunas Ende Juni 1941. Unmittelbar danach beginnen die **Mordkommandos der SS, unterstützt von nationalistischen litauischen „Partisanen“**, ihr blutiges Vernichtungswerk. Auf den Straßen wird Jagd auf Juden gemacht; die Verhafteten schafft man zum **VII. Fort außerhalb der Stadt, wo sie sofort erschossen werden**. „Sie gingen sprachlos, wie entgeistert über das unfaßbare Dunkle, das über sie hereingebrochen... Hinter und neben ihnen ‚Partisanen‘, das Gewehr in der Hand, mit harten, grausamen Gesichtern und überzeugtem Schritt, wie die Schächer auf einer mittelalterlichen Kreuzigung von Multscher... Kein Bild kann diese tierische Grausamkeit, diese abgründigen Leiden darstellen.“

Auch Helene Holzmanns Ehemann Max, ein bekannter jüdischer Buchhändler, und ihre ältere Tochter Marie werden von der Straße weg verhaftet. Der Mann wird sofort ermordet; die Tochter kommt zwar nach wenigen Tagen wieder frei, doch schon bald wird sie erneut festgenommen und Ende Oktober 1941 zusammen mit fast 10.000 aus dem Ghetto selektierten Juden erschossen. „Ihre Tochter ist tot“, eröffnet ihr ein SS-Beamter. „Das war doch eine gefährliche Kommunistin, und ihr Vater war Jude. Jetzt wird mit allen Juden hier aufgeräumt. Wir selbst beschmutzen uns nicht damit, dazu haben wir die Litauer.“

Wie die Mordaktionen in Litauen nach einem „bis ins kleinste ausgearbeiteten Plan“ abliefen, das hat Helene Holzmann aufgrund zahlreicher Berichte von Augenzeugen rekonstruiert: „Die Exekuteure waren überall **litauische ‚freiwillige‘ Partisanen**. Deutsche Polizei und Wehrmacht leitete und überwachte die Handlung. Wo die Litauer schlappmachten, wurden sie mit Alkohol aufgemuntert. An vielen Orten wurden die Szenen von deutschen Filmakteuren aufgenommen. Bei den Aufnahmen wurde darauf geachtet, daß nur **litauische Exekuteure** auf die Platte kamen... So teuflisch, so unbeschreiblich entsetzlich war diese Folge von Untaten, daß die Sprache sich sträubt, sie festzuhalten“ (55 Jahre nachdem dies geschrieben wurde, wird der ungarische Historiker Krisztián Ungváry behaupten, 90 Prozent der Bilder in der Reemtsma-Ausstellung zeigten keine Verbrechen der Wehrmacht, weil darauf keine deutschen Soldaten zu sehen seien, und er wird für diese Behauptung im Land der Täter viel Beifall bekommen!).

Bis Ende 1941 waren fast sämtliche Juden in den ländlichen Regionen Litauens umgebracht worden. Nur in einigen wenigen Städten, so auch in Kaunas, gab es noch Ghettos, in denen Juden zusammengepfercht wurden, weil man ihre Arbeitskraft ausbeuten wollte, bevor man sie endgültig vernichtete. Über ihre erbärmlichen Lebensbedingungen erfährt man viel in diesen Aufzeichnungen, aber auch über ihren verzweifelten Überlebenskampf.

Obwohl sie der Schmerz des doppelten Verlusts fast erdrückt, beschließt Helene Holzmann, alles zu tun, um nicht nur ihre jüngere Tochter – „Dies Kind soll leben“ – zu retten, sondern auch so vielen Bedrängten wie nur möglich zu helfen. Zusammen mit einem verschworenen Kreis von gleich gesinnten Frauen knüpft sie Verbindungen ins Ghetto, schmuggelt Nahrungsmittel hinein und Menschen hinaus. Für die müssen dann Verstecke gesucht werden – in

lebensgefährliches Unternehmen, denn täglich finden Razzien der deutschen und litauischen Polizei statt. „Es gab keine Momente, in denen uns diese fürchterliche Angst verließ. Jede Stunde des Tages und der Nacht konnte das Entsetzliche bringen.“

Nur wenige brachten so viel Mut auf wie Helene Holzman. **Die meisten Einwohner von Kaunas verhielten sich gegen das Schicksal der verfolgten Minderheit gleichgültig**, empörten sich nicht, wenn die jüdischen Arbeitsbrigaden tagtäglich durch die belebten Straßen der Altstadt zu ihren Arbeitsstellen geführt wurden. „Noch nie sind Menschenrechte so verspottet, in den Schmutz getreten worden. Man war versucht zu schreien, wenn man den traurigen Trupps der Gelbbesterten auf dem holprigen Pflaster des Fahrdamms auf ihrem mühsamen Heimwege begegnete. Schreien, schreien – es war zu qualvoll, das mit anzusehen. Es war unerträglich. Aber die meisten Passanten hatten sich schon an das Ungeheuerliche gewöhnt. Sie verschwendeten keinen Blick, keinen Gedanken an ihre elenden Mitmenschen, die hier vor ihren Augen von bewaffneten Wachtposten wie eine Viehherde durch die Stadt getrieben wurden.“

„Noch nie hat die Welt einen solchen Wahnsinn gesehen“

Nicht weg-, sondern genau hinsehen – das empfand Helene Holzman als ihre Chronistenpflicht, und ihr kam dabei, wie Reinhard Kaiser in seinem Nachwort zu Recht hervorhebt, der geschärfte Blick der Malerin zustatten. Das Mitleiden mit den Opfern und der leidenschaftliche Hass auf die Täter haben ihre Fähigkeit, Nuancen und Zwischentöne wahrzunehmen, nicht beeinträchtigt. Ihre Aufzeichnungen verweigern sich jeder Art von Kollektivverurteilungen und ethnischen Stereotypen. Das gilt auch für die deutschen Besatzer. „Und immer wieder würgt man an der Frage: Wie konnte das nur sein? Das sind Deutsche, unsere eigenen Leute, wir selbst... Noch nie hat die Welt einen solchen Wahnsinn gesehen.“

Am abstoßendsten erlebt Helene Holzman die **Beamten der deutschen Zivilverwaltung** mit ihren „harten, fanatischen Gesichtern“ und ihrem „kalten, schneidigen Ton“. „Diese Menschen reden unsere Muttersprache, und dennoch ist es ganz hoffnungslos, sich mit ihnen zu verständigen.“ Voller Abscheu berichtet sie auch über die Frauen dieser neuen Herrenkaste, die sich elegante Pelze in den Ghettowerkstätten anfertigen lassen – ohne das geringste Empfinden „für das Ungeheuerliche der Situation, für die Niedertracht, mit der völlig unschuldige Menschen auf bestialische Weise moralisch und leiblich vernichtet werden“.

Siegermentalität und „Herrenmenschen“-Dünkel beobachtet sie auch bei vielen Angehörigen der Wehrmacht, doch begegnet sie unter Offizieren und einfachen Soldaten auch nicht wenigen, „deren Gefühl sich gegen die **offenbare Verletzung der Menschenwürde** empörte“. Aufmerksam registriert sie, wenn etwa deutsche Wachposten bei verbotenen Tauschgeschäften zwischen Stadt- und Ghettobewohnern ein Auge zudrücken oder wenn ein deutscher Offizier einer schwangeren Jüdin, die aus einer Schlange vor einem Lebensmittelgeschäft herausgedrängt wird, zu ihrem Recht verhilft. „Als die junge Frau ihm danken wollte, verschwand er mit kurzem Gruß. Die Menge gaffte verwirrt.“ Auch die Haltung der litauischen Bevölkerung wird in ihren Widersprüchen und Veränderungen kenntlich gemacht. Zwar ruft sie einmal aus: „Was ist aus dem strebsamen, harmlosen litauischen Volke geworden – **Henkersknechte, die eifertig zum Morde beihelfen**, dunkle Spekulanten, mißgünstige Denunzianten.“ Doch nimmt sie diese Pauschalanklage wieder zurück, indem sie zeigt, wie mit zunehmender Dauer des Krieges auch viele Litauer unter der brutalen Ausbeutung ihres Landes zu leiden hatten. Allerdings war ihre Lage noch unvergleichlich besser als die der Juden, und eben darauf spekulierten, wie Helene Holzman richtig erkannte, die deutschen Besatzer: „Auch der erbärmlichste Litauer war ein gehobener Mensch im Vergleich zu den Juden, und die deutsche Verwaltung konnte sich manche Härte gegen die Litauer erlauben, weil sie milde erschien gegen die Grausamkeiten, die sie den Juden antat.“

Die Kraft haben, die Schuld auf sich zu nehmen

Im Herbst 1943 wurde das Ghetto in Wilna „aufgelöst“, zur gleichen Zeit wurde das Ghetto in Kaunas in ein Konzentrationslager umgewandelt und der Kontrolle der SS unterstellt. Um den bevorstehenden Selektionen zu entgehen, gruben sich die Ghettoinsassen regelrecht in die Erde ein. Unter den alten Holzhäusern entstand in aller Heimlichkeit ein unterirdisches System von Gängen und Verstecken. Doch konnte dadurch nicht verhindert werden, dass Ende März 1944 in einer **Überraschungsaktion von SS-Leuten und ukrainischen „Hilfswilligen“** die meisten Kinder und alten Menschen aus dem Ghetto abtransportiert wurden. Der Bericht darüber zählt zu den erschütterndsten des Buches: „Alle Kinder bis zwölf Jahren wurden ergriffen und auf Lastautos geladen. Man zwang die Mütter, die ganz Kleinen selbst zu den Autos zu bringen. Große Polizeihunde durchschnüffelten die Wohnungen, die Böden, die Schuppen. Sie waren dressiert, die Kinder herbeizuschleppen. Frauen, die sich weigerten, ihre Kinder herauszugeben, die sich um die Lastautos drängten und ihre wieder herauszerren wollten, wurden niedergeschlagen, einige erschossen. Viele Mütter begehrten, mit ihren Kindern den Tod zu leiden: ‚Ihr Säue müßt noch arbeiten. Das Zeug hier muß weg.‘“

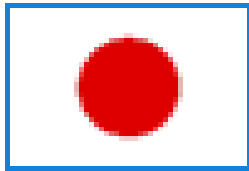
Anfang Juli 1944, als die Rote Armee näher rückte, wurde das **Konzentrationslager Kaunas geräumt**, die übrig gebliebenen Juden in Richtung Westen deportiert – **die Männer nach Dachau, die Frauen in das KZ Stutthof bei Danzig**. Noch bevor die SS-Einheiten abzogen, brannten sie im ehemaligen Ghetto Haus für Haus nieder. Die Menschen, die sich noch in den unterirdischen Räumen versteckt hielten, erstickten. Wer sich ans Tageslicht wagte, wurde erschossen. „Als wir nach dem Einzug der Russen an die Trümmerstätte gingen, lagen zwischen den ragenden Kaminen die Leichen im Schutt der abgebrannten Häuser. Der Geruch der Verwesung trug sich in der Sommerhitze kilometerweit.“ **Von den 40.000 Juden, die vor dem Kriege in Kaunas gezählt wurden, sollten nur etwa 2.000 das Kriegsende erleben.**

Als „eine wundervolle, an Charakterstärke und Mut einzigartige Frau“ hat die litauische Augenärztin Elena Kutorga, eine Mitverschworene, Helene Holzman in einer Tagebuchnotiz von Ende Oktober 1941 beschrieben. Und so erleben wir sie in ihren Aufzeichnungen, auch wenn sie von ihrem selbstlosen Widerstand gegen die Nazibarbarei wenig Aufhebens macht. Man fragt sich manchmal, woher sie die Kraft dazu nahm und wie sie es geschafft hat, nach den gerade überstandenen Schrecken die qualvollen Erinnerungen zu Papier zu bringen. Vielen werde „unglaublich erscheinen“, was sie berichtet, sagt sie an einer Stelle, doch sei es für „jeden Deutschen Pflicht, sich nicht zu verschließen und die Kraft zu haben, die Schuld auf sich zu nehmen, damit sie gesühnt werde“. Dieser Appell gilt auch heute noch – gerade nach Martin Walsers skandalöser Paulskirchenrede.

Für ihr Buch wird Helene Holzman am 27. November in München posthum mit dem Geschwister-Scholl-Preis ausgezeichnet. Den Preis wird die Tochter Margarete Holzman entgegennehmen.

Reinhard Kaiser und Margarete Holzman (Hrsg.) „Dies Kind soll leben“

Die Aufzeichnungen der Helene Holzman 1941-1944; Schöffling & Co., Frankfurt am Main 2000; 384 S., 44,- DM; List Taschenbuch, 384 Seiten, 2001, ISBN-10: 3548601375 und ISBN-13: 978-3548601373, € 9,95.



Japanisches Generalkonsulat Hamburg

JAPAN auf einen BLICK

Das monatliche Informationsblatt des Japanischen Generalkonsulats in Hamburg
Doppelausgabe 50: Dezember 2000/Januar 2001

Chiune Sugihara

Ein mutiger japanischer Diplomat

Zum 100. Jahrestag seines Geburtstages ehrte das japanische Außenministerium den ehemaligen Diplomaten Chiune Sugihara für seine Verdienste. *Sugihara war von Juli 1939 bis August 1940 als Vizekonsul in Litauen tätig und rettete die Leben von Tausenden von jüdischen Flüchtlingen, indem er ihnen aus humanitären Gründen Transitvisa ausstellte.*

Diese Visa wurden als „Visa für das Leben“ bekannt.

Sugihara wurde 1900 in der Gifu-Präfektur in Japan geboren. 1919 bestand er den Aufnahme-test für das japanische Außenministerium. Nach einer Ausbildung als Russischstudent in Harbin war er bei den Vertretungen in der Mandschurei, Moskau und Finnland tätig. Im Juli 1939 kam er als *Vizekonsul nach Kaunas, der damaligen Hauptstadt von Litauen.*

Am 18. Juli 1940 (gemäß den Aufzeichnungen von Sugihara), drängte sich eine große Gruppe von Juden vor dem Konsulat. Die Invasion Polens durch die Deutschen hatte gerade begonnen, und die Verfolgung der Juden hatte sich auf größere Gebiete ausgedehnt. Auf der Suche nach Zuflucht strömten die Juden nach Litauen, das seine Unabhängigkeit durch ein Bündnis mit der Sowjetunion noch aufrechterhalten konnte. Alle wollten ein japanisches Transitvisum, durch das sie die Möglichkeit hätten, in eine freie Welt zu entkommen.

Die damaligen japanischen Visa-Bestimmungen sahen vor, daß ein Transitvisum nur denjenigen ausgestellt werden konnte, die entweder ein Visum für ihr Endziel besaßen oder aber genug Geld für die Reisekosten. Nur von wenigen jüdischen Flüchtlingen wurden diese Bedingungen erfüllt. Da Sugihara die Dringlichkeit der Situation erkannte, entschied er sich, entgegen den von Tokyo vorgegebenen Richtlinien, die Visa auszustellen. Er empfand es als Verpflichtung „aufgrund seines Gewissens und der Liebe zu allen menschlichen Wesen zu handeln.“ Er wußte, daß die meisten Flüchtlinge mit der transsibirischen Eisenbahn nach Japan fahren, eine Strecke, die lang genug war, daß die Flüchtlinge die Möglichkeit hätten, von unterwegs noch Geld nach Japan zu schicken. Deshalb stellte er auch denen, die nicht genug Geld hatten, ein Visum aus.

Ihm blieb nur wenig Zeit, da er von der sowjetischen Regierung zum sofortigen Verlassen des Landes aufgefordert wurde, und so begann er ohne Unterlaß handschriftlich Visa auszustellen. Ende August wurde das Konsulat geschlossen. An der Tür des Konsulates ließ Sugihara die Adresse seines Hotels zurück, so daß er noch für weitere drei Tage Visa ausstellen konnte, bis er Kaunas endgültig verlassen mußte. Noch während seiner Fahrt nach Berlin warf er nicht registrierte Visa aus dem Fenster des Zuges.

Eine Anekdote, die von Überlebenden des Holocaust erzählt wurde, illustriert, in welchem Ausmaß Sugihara bemüht war, den jüdischen Flüchtlingen zu helfen: Als die Nazis in Polen einfielen, flohen 350 Studenten einer jüdischen theologischen Schule nach Litauen. Moshe Zupunik, einer der Studentenfürher, ging in das Konsulat, um Sugihara zu treffen. Er erzählte

diesem, daß alle bisherigen Versuche bei anderen Konsulaten ohne Erfolg gewesen seien. Sugihara erklärte sich bereit, für Zupunik ein Visum auszustellen, meinte aber, daß es schwierig werden würde, dieses für sämtliche Studenten zu tun, da das Konsulat nur noch kurze Zeit geöffnet sein würde. Zupunik bot seine Hilfe an, und so arbeiteten die beiden Männer gemeinsam mehrere Tage lang. Nach weiterer konsularischer Tätigkeit in Prag und Rumänien wurde Sugihara 1947 aus dem konsularischen Dienst entlassen, weil er gegen die Vorschriften verstoßen hatte. Er begann als Deutschlehrer und für eine japanische Handelsfirma, die in Kontakt zu Rußland stand, zu arbeiten.

Insgesamt stellte Sugihara über 2.000 Visa aus, und da diese zumeist nur für den Kopf eines Haushaltes benötigt wurden, kann man davon ausgehen, daß rund 10.000 Menschen durch Sugiharas Visa gerettet wurden. Von Israel wurde er 1968 als Retter von Holocaustopfern ausgezeichnet. Im Oktober dieses Jahres wurde der 1986 verstorbene Sugihara erstmals offiziell vom japanischen Außenministerium mit einer Gedenktafel gewürdigt.

Quelle: „A Hero for the 21st Century“. Gedenkbroschüre der Japanisch-Israelischen Handelskammer, zum 100. Geburtstag von Chiune Sugihara.



09.11.2006

Die Heimatfalle

Eine Entdeckung: Willy Cohns „Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums“

Von Thomas Lackmann

Sonntagshitze in Sorau am Rande der Lausitz. Einquartierung Willy Cohns in einer hübschen Villa. Gartenspaziergang. Erdbeeren. Limonade. Zum Vortrag in der Jüdischen Gemeinde erscheinen 35 Personen. Ein routinierter Baritonauftritt, der dem Referenten missfällt („nicht jüdisch genug“). Der 46-jährige Studienrat i. R. spricht herzerwärmend über „Jüdische Erneuerung aus innerer Kraft!“ Das Publikum hat feuchte Augen, als er den Abschied von Kindern erwähnt, die nach Palästina gehen. Erstmals in Sorau überwacht die Gestapo einen solchen Abend. Eintrag am Morgen danach: „Ich mußte mich mit dem übrigens sehr netten Beamten eingehend unterhalten ... Ich schreibe jetzt in einer Bank von wildem Wein, wo ich auch gefrühstückt habe. Dieses Häuschen ist zauberhaft ruhig, ab und zu hörte man einmal die Züge der nahen Eisenbahn.“

So heiter wie am 23. Juni 1935 bleibt die Stimmung selten, wenn der Breslauer Heimatforscher Cohn zwischen 1933 und 1941 Tagebuch führt. Doch solch ein Mix aus Alltagsstichwort, Marginalie und historischem Detail bestimmt viele seiner Berichte. Es kostet Mühe, sich als Leser auf genretypische Wiederholungen, politische Kommentare, Familien- und Lokalereignisse, Selbstappelle und Klagen erst mal einzulassen. Das Konvolut der über 1.000 Druckseiten – die gekürzte Wiedergabe von 4.600 Manuskriptseiten aus 59 Kladden – offenbart Cohns obsessive Leidenschaften. Er liebt sein Vaterland unbeirrt. Er verfißt ein zionistisch geläutertes Judentum. Er hält, Passion Nr. 3, manisch korrekt seine Einträge durch, verwandelt innere Einsamkeit zu Monologen; entschuldigt sich, wenn er mal ausgesetzt hat. Bald empfindet man beim Lesen Beklemmungen – und den Wunsch, diesen Autor wie einen Bewusstlosen in höchster Not zu ohrfeigen. Damit er rette, was zu retten wäre.

Dem Umfang nach ist das Dokument der – seit 1907 kontinuierlich geführten – Cohn-Tagebücher nur mit den als Buch und Film bekannt gewordenen Aufzeichnungen Victor Klemperers zu vergleichen. Aber während für diesen eine spätere Publikation seiner Notizen nicht ausgeschlossen war, schreibt Cohn ungefiltert für sich, erwähnt nur nebenbei, dass Nachkommen einst aus den Heften etwas lernen könnten. Während der konvertierte Rabbinersohn Klemperer nur ein assimiliertes Judentum repräsentiert, steht der Kaufmannssohn Cohn als frommer Synagogenbesucher und Gegner kultureller Vermischung in engagierter Auseinandersetzung mit seinen Glaubensgenossen.

Vor allem aber: Während Klemperer als Ehemann einer „Arierin“ der Deportation knapp entgeht, fehlt bei Cohn das Happy End. Dieses Wissen belastet die Lektüre. Zugleich qualifiziert sein Lebenskontext den kleinen Mann als Identifikationsfigur. 1933 steht der 44-jährige, beliebter Lehrer für Deutsch, Geschichte und Erdkunde an einem interreligiös bewährten Breslauer Gymnasium, auf dem Höhepunkt seiner Anerkennung als Historiker. In der Folge verschlechtert sich seine Gesundheit: Herz, Kreislauf, Nerven. Er hat zwei halbwüchsige Söhne aus erster, zwei kleine Töchter aus zweiter Ehe. Die dritte wird 1938 geboren. Cohn verkörpert den deutschen Juden, der sein Land trotzdem nicht verlässt.

Die Offenlegung dieses Widerspruchs macht den Schrecken seines Vermächtnisses aus. Tagebuch-Herausgeber Norbert Conrads bittet zwar, politisch unkorrekte „Stellen“ nicht hochzuhängen. Doch Cohn selbst hat die eigene „ewige Gespaltenheit“ benannt. Er entfremdet sich seiner dem Patriotismus, der Religion, dem Zionismus abgeneigten Frau Trudi. Während seine Älteste nach der Pogromnacht, November 1938, „von ungeheurer Wut erfüllt“ ist, verbietet der Vater sich selbst jeden Hass. Stattdessen stürzt er in Depressionen oder zerhaut beim Ehekrach an Heiligabend Porzellan. Cohn hat an der Weltkriegsfront seine Erweckung zum jüdischen Nationalismus erlebt. Fragen nach einer Schuld des liberalen Judentums, das den Antisemitismus befördert habe, quälen ihn. Er wählte bis 1933 SPD – und vertraut staatlichen Autoritäten. „Braune Horden“ ekeln ihn an; „Liebe zu Deutschland“ kann er sich „nicht aus dem Herzen reißen“. Er hofft, dass Hitler mit Ausschreitungen der Basis „fertig wird“ (1933), begrüßt „das Verbot der Mischehen vom jüdischen Standpunkt durchaus“ (1935) und will „Lebensraum“ fürs deutsche Volk. „Die Größe des Mannes, der der Welt ein neues Gesicht gegeben hat, muß man anerkennen,“ schreibt er nach der Eroberung Polens. „Edle Kräfte“ im Nationalsozialismus hätten ihn stets angezogen (1939). „Mein Kampf“ enthalte „viele nicht unrichtige Charakterisierungen des Judentums“ (1941). Für sich genommen, verzerrt eine solche Aufreihung Cohns Persönlichkeit. Seine klaren Wertungen der NS-Verbrechen stehen dagegen. Doch nur auf diesem Hintergrund vermittelt sich sein häufig verwendetes Bild von der „Mäusefalle“, in der die Juden stecken.

Januar 1933: 20.203 Juden leben in Breslau. März: Morddrohung gegen den 18-jährigen Sohn Wolfgang, der nach Paris emigriert. Mai: schweißnasser Albtraum Cohns, im KZ Glasdächer ausmalen zu müssen. August: Entlassung als Lehrer „wegen politischer Unzuverlässigkeit“, was künftige Gemeindejobs verhindert. März 1937: Der 16-jährige Sohn Ernst emigriert nach Palästina; Kibbuz-Besuch der Eltern. Trudi will nicht nach Erez Israel übersiedeln, Willy nicht in die USA. Mai: zurück in Breslau; wieder Krankheitssymptome. September: Ein Kibbuz lehnt Cohns Aufnahmeantrag ab. August 1938: Geburt Tamaras. Juli 1939: Verkauf des Elternhauses; Auslandstransfer der Rente genehmigt, Umzugserlaubnis des Erziehungsministers fehlt; Speditionsanfragen. September: Ruth (15) reist mit Zionisten nach Dänemark. Oktober: Cohn bittet die Gestapo um die Gnade, „hier sterben zu dürfen“.

Februar 1940: Deportationen aus dem Reich werden bekannt. April: Besetzung Dänemarks. Das Kibbuz „Maos“ will die Cohns aufnehmen. Juli bis Dezember: Ruths Gruppe gelangt über Moskau, Odessa, Istanbul nach Palästina. September: Meldungen über „Ausrottungspolitik“ in Polen. Dezember: 9.175 Juden in Breslau. Januar 1941: Während seiner Forschungen im Diözesanarchiv erhält Cohn Informationen über das „Euthanasie“-Programm. Juni: Das Palästina-Amt in Berlin gibt ihm Empfehlungsschreiben für das neutrale Ausland. Juli: Nach-

richt über 12.000 ermordete Juden in Lemberg. August: Emigration der Schwiegereltern nach Buenos Aires; „Evakuierung“ Breslauer Juden beginnt. September: Cohns Wohnung wird besichtigt. Oktober: Auswanderungsverbot. Eintrag: Möge es den nach Osten Umgesiedelten „dort einigermaßen gut gehen“. 1. November: Die Wohnung wird zum 1.12. einem Beamten zugewiesen. 12.11.: Brief des Rabbiners Leo Baeck aus Berlin an die Gemeinde, Cohn solle in Breslau bleiben. 15.11.: Massendrucksache an 1.000 Breslauer Juden, Wohnungsräumung bis 30.11. Das letzte (erhaltene) Tagebuchheft 112 ist am 17.11. vollgeschrieben. Festnahme am 21.11. Sammellager im Gasthof „Schießwerder“. Am 25.11. Bahntransport. **29.11.: Nach ihrer Ankunft in Kaunas werden Breslauer und Wiener Juden – 1.155 Frauen, 693 Männer, 152 Kinder – an einer Grube erschossen**, darunter Willy, der zärtliche Vater, mit Trudi, Susanne und Tamara Cohn.

Wer meint, historisch gut informiert zu sein, dem eröffnen die Tagebücher einer Traumatisierung ungeahnte Innenansichten aus der deutsch-jüdischen Mausefalle – jenseits von Guido Knopp. Wen der Surfpatriotismus des WM-Sommers irritiert hatte, dem erschließen sich hier tiefere Abgründe von Vaterlandsliebe. Wem der Vertretungsanspruch deutscher Vertriebenenfunktionäre suspekt ist, der entdeckt einen schlesischen Lokalhistoriker als Heimatvertriebenen der ersten Stunde. Und wer das gefühlte Monopol heutiger Massenmedien auf die Darstellung von Wirklichkeit als totalitär empfindet, der begleite den klugen Zeitungsleser Willy Cohn in die Mühlen der Gewöhnung, Zermürbung, Verdrängung, Selbstverblendung.

Willy Cohn: Kein Recht, nirgends. Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933–1941. Hrsg. Norbert Conrads. 2 Bde., 1121 S., Böhlau Verlag, 2006, 59,90 €.

„Jiskor habe ich jeden Tag“

Abba Naor kommt alljährlich zu Zeitzeugengesprächen nach Dachau. Eine Begegnung

von Ellen Presser

Anfang Juli war Abba Naor zwei Wochen in München. In wie vielen Schulen er Zeitzeugen-Termine hatte, weiß er nicht so genau: „Ich zähle nicht.“ Drei Wochen später kam er noch einmal aus Israel, nun aber ins Jugendgästehaus in Dachau. Dort sollte für 120 Jugendliche aus dieses Mal 19 Ländern eine „Internationale Jugendbegegnung“ stattfinden. Abba Naor vertritt seit rund 15 Jahren die Gemeinschaft der ehemaligen Landsberg-Häftlinge im Internationalen Dachau-Komitee. Ungefähr genauso lange wirkt er am alljährlichen zeitgeschichtlichen Jugendtreff mit, den es seit 25 Jahren gibt. Auch Ende April, Anfang Mai hat Abba Naor in Dachau und Umgebung zu tun, wenn alljährlich der Befreiung des letzten Konzentrationslagers gedacht wird.

Sein eigener Leidensweg hatte am 2. Mai 1945 auf dem Todesmarsch nahe Waakirchen ein Ende. Begonnen hatte er 1941 mit dem Einzug der damals noch fünfköpfigen Familie Nauchovicus ins Ghetto von Kaunas. Dort wurde der ältere Bruder Chaim erschossen. Vom KZ Stutthof führte der Weg für die Mutter Channa und den kleinen Bruder Berele nach Auschwitz. Auf getrennten Transporten kam der Vater Hirsch nach Allach, Abba selbst im August 1944 nach Utting am Ammersee. Dort musste der 16-Jährige am Lageraufbau mit seinen Erdhütten mitarbeiten.

Kürzlich war Abba Naor, der seinen Namen aus der litauischen Urfassung und der deutschen Schreibweise Nauchowitz hebraisiert hat, beim bayerischen Kultusminister Thomas Goppel. Ihm nahm er das Versprechen ab, für den Erhalt der Erdhütten als sichtbares Zeichen der KZ-Außenstelle des Konzentrationslagers Dachau zu sorgen. Man glaubt es sofort, dass Naor freundlich und bestimmt durchsetzt, was ihm wichtig ist. Als die Gemeinde Utting Gelände rund um die ehemalige Fabrik der Firma Dyckerhoff in Bauland verwandeln wollte, stellte Abba Naor sich quer. Erst einmal sollte ein Mahnmal geschaffen werden und für die Pflege sowie für ein neues Hinweisschild am „Judenfriedhof“ gesorgt werden. Für Naor musste deutlich werden, dass es sich um einen „jüdischen KZ-Friedhof“ handelte. Das Mahnmal gibt es inzwischen.

Am Ort lebt die Tochter jener Frau, bei der er für die SS hatte Lebensmittel abholen müssen. Wann immer sie konnte, hatte sie ihm ein Extrapäckchen zugeschoben. „Jeder Tag war ein Todesmarsch für uns, keine Schläge zu bekommen, etwas zum Essen finden, immer in höchster Alarmbereitschaft sein“, so anschaulich kommentiert Abba Naor seine Jugenderfahrung, während er am Interview-Ort, dem Restaurant Fleming's im neuen Jüdischen Gemeindezentrum, die Speisekarte studiert. Auf seine Gesundheit bedacht, erlaubt er sich schließlich eine Suppe.

Zu den Deutschen als Volk hatte Naor lange ein gestörtes Verhältnis. Die hilfsbereite Frau in Utting war eine Einzelerfahrung. Doch der Reihe nach: Auf die Befreiung während des Todesmarsches und kurze Erholung in der Junkerschule in Bad Tölz folgte der Umzug ins DP-Lager Freimann. Seine Tage verbrachte er mit Gleichaltrigen im Kino – „mit Rita Hayworth“. Manchmal kauften sie alle Karten auf, um „den Deutschen“ den Kinobesuch zu verwehren, traten ihre Zigaretten, heiß begehrte Ware, halbgeraucht vollkommen aus. „Das war unsere Nekome, unsere Rache“, fügt Naor erklärend hinzu und betont noch einmal: „Wir waren Kinder. Als wir befreit wurden, waren wir alte Leute. Wir sind jedes Jahr jünger geworden.“ In der Kaserne in Freimann fand ihn der Vater wieder. Die Rückkehr nach Litauen endete in Lodz, wo der Vater seine Schwester fand, aber auch die Gewissheit vom Tod des Großteils der Familie. Abba Naor kehrte auf Umwegen nach München zurück. Wohnte nun im DP-Lager im Deutschen Museum und wurde eines Tages während einer Schwarzmarktrazzia im dortigen Café verhaftet. Am Tag, da er den ehemaligen Schutzpolizisten Jordan erkannte, holte ihn der Vater aus der Haft. Jordan hatte in Kaunas den Leuten gerne gefüllte Wasserflaschen vom Kopf geschossen.

Statt den ehemaligen Peiniger anzuzeigen, wollte Naor nur noch eines – fort nach Palästina. Dazu ging es erst einmal nach Landsberg in die ORT-Schule. Als er München verließ, versuchte der Vater, ihn noch aus dem Zug zu holen. In Palästina werde es Krieg geben. „Dort werde ich wie ein Mensch sterben“, antwortete der Sohn. Doch ihm war ein besseres Schicksal beschieden.

Nach dem Militärdienst heiratete Naor, bekam zwei Kinder. Den Vater besuchte er ab 1953 immer wieder in München, wo der ehemalige Fotograf sich nach einem kurzen erfolglosen Intermezzo in den USA niedergelassen hatte. Die Eheschließung des Vaters mit einer nichtjüdischen Deutschen trübte das Vater-Sohn-Verhältnis nachhaltig. In den 60er-Jahren zog Abba Naor mit Frau Lea und seinen Kindern nach München, wurde Gastronom, betrieb unter anderem das Café Annast am Hofgarten, das Stop-In (später La Bohème) in der Türkenstraße, traf seinen Bekannten aus Kindheitstagen und Leidensgenossen Karl Rom. Naor war gemeinsam mit Berek Rajber und Jakob Nussbaum aktiv im Vorstand des TSV Maccabi und erinnert sich schmunzelnd, wie gut ein israelischer Student namens David Leschem, inzwischen angesehener Neurologe, Akkordeon spielte. München wird für Naor immer eine besondere Bedeutung haben. Auf dem neuen Jüdischen Friedhof ruht sein Vater, der bis zu seinem Tod 1992 im Alter von fast 92 Jahren, von seiner zweiten Frau treu umsorgt wurde.

Abba Naor trägt immer Fotos seiner Familie, seiner beiden Kinder, fünf Enkel und vor allem seiner beiden Urenkel bei sich. Ihre Existenz ist „mein persönlicher Sieg über die Nazis“. Zugewandtheit, Energie und Humor sind offenkundige Eigenschaften dieses Überlebenden. Bitterkeit ist es nicht. Doch kommt man auf den Glauben zu sprechen, wird Naor sehr ernst: „Ich habe Gott gefragt: Warum? – Ich warte noch auf die Antwort.“ Und setzt nach: „Wie viel muss man sündigen, um so einen Preis zu zahlen? Was hat mein kleiner Bruder getan?“ Darum sein Resümee: „Tradition ja, Religion nein.“ Jiskor habe er jeden Tag: „Ich vergesse nicht. Ich denke an meine Mutter jeden Tag – auch als alter Mann.“

Badische Zeitung
O-N-L-I-N-E

27.02.2008

Waldkirch

Holocaust-Überlebende berichten

Eindrückliche Geschwister-Scholl-Tage am Gymnasium

Zu den diesjährigen Geschwister-Scholl-Tagen konnte das Waldkircher Gymnasium vier Überlebende des Holocaust aus Litauen und aus Lettland begrüßen.



Juliane Zarchi (kleines Bild), Alexander Bergmann, Fruma Kucinskiené und Tobias Jafetas berichteten in den neunten und zehnten Klassen von ihren Kindheitserlebnissen im Ghetto, der großen Gefahr, der sie als Juden ausgesetzt waren und ihrer Rettung. Am Mittwochmittag trugen sie sich in das Goldene Buch der Stadt ein, am Donnerstagabend waren sie Ehrengäste bei der Ausstellung über Karl Plagge.

Es war kein leichtes Programm für die Senioren, aber eines, dem sie sich gerne stellten, gehören sie doch zu den Wenigen, die als Zeitzeugen noch von den Ereignissen berichten können – ganz im Gegensatz zum Großteil ihrer Familien, die der Tötungsmaschinerie der Nazis und ihrer teils litauischen Helfer zum Opfer fielen.

„Ich bewundere Ihren Mut und Ihr Durchhaltevermögen – auch im Gespräch mit den Schülern“, sagte eine Schülerin über die Gespräche. Dass die Jugendlichen zum Teil nur wenige Fragen stellten, habe nicht etwa an Desinteresse gelegen, sondern daran, dass sie nach dem Bericht von Fruma Kucinskiené sprachlos gewesen seien.

Ein anderer Schüler berichtete von der Begegnung mit Alexander Bergmann. Schon nach den ersten Minuten des Gesprächs tauchten die Jugendlichen in die andere Welt ein, mit für sie unvorstellbaren Ereignissen, unsäglichem Leid – und unglaublichem Glück für die wenigen Überlebenden. Zugleich erfuhren sie von Rettern mit und ohne Uniform, mutigen Nachbarn und dem großen Wert von Hoffnung.

Bürgermeister Richard Leibinger dankte nicht nur den Zeitzeugen, sondern vor allem auch dem Gymnasium mit der Geschichts-AG, Rektor Strittmatter und Uli Fischer-Weissberger

sowie dem im Elztal lebenden und an der Organisation beteiligten Professor Wolfram Wette für ihr stetiges Bemühen, die Erinnerung ständig und nicht nur in „Sonntagsreden“ wach zu halten.



Tobias Jafetas, Holocaust-Überlebender als Litauer und heute 78 Jahre alt, berichtet in einer 10. Klasse des Geschwister-Scholl-Gymnasiums vom Leben im **Ghetto Kaunas** und in anderen Verstecken.

„Es ist mir ein persönliches Bedürfnis Ihnen zu versichern, dass wir als Stadt, aber auch ich persönlich, aktiv und entschieden jeden aufkeimenden Neonazismus, aber auch jeder aufkommenden Verharmlosung der NS-Diktatur entgegnet werden – dies ist der Weg, den wir beschreiten, um unserer besonderen Verantwortung gerecht zu werden“, sagte Leibinger.

Außergewöhnlich eindrucksvoll war der Bericht von Juliane Zarchi, die über ihre Rettung und ihren Retter Franz Wocelko, der auch vielen anderen Menschen mit Mut, Klugheit und einem festen Gewissen, half. Ebenso beeindruckend war, wie die Schüler sich überaus herzlich mit Geschenken und Umarmungen bei den Zeitzeugen bedankten. Die Geschwister-Scholl-Tage haben sie verändert.

Von Sylvia Timm und Eberhard Weiß



Augsburger Allgemeine

15.05.2008

Wenig Brot und wässrige Suppe

Von Jörg Heinzle

Landsberg. Es ist ein schöner Sommertag im Juli 1944, ein Samstag, als der zwölf Jahre alte Bub Max Volpert das Bahnhofs-Schild von Kaufering erblickt. Der Zug hält und die Menschen müssen aussteigen. Sie haben eine lange und qualvolle Reise in Güterwaggons hinter sich. Im Tross geht es weiter in Richtung Landsberg. Auf dem Weg sieht Max ausgemergelte Menschen in gestreifter Sträflingskleidung, die hinter dem Zaun eines Lagers stehen.

Der kleine Max ist nicht alleine an diesem Tag. Sein Vater Girsch, ein studierte Rechtsanwalt, ist noch bei ihm. Begonnen hatte die Reise am 11. Juli in der litauischen Stadt **Kaunas**. Schon seit August 1941 waren die Volperts, eine jüdische Familie, dort im **Ghetto** einsperrt. Nur mit viel Glück und Fügung hatte Max' Familie die schrittweise Ermordung der Ghetto-Bewohner überlebt. Am 11. Juli wird das Ghetto geräumt; der Einmarsch der russischen Armee steht unmittelbar bevor.



Foto: ALFA

Abschied auf dem Bahnhof

Seine Mutter und seine Schwester sieht Max zum letzten Mal am 13. Juli. Am Bahnhof in Tiegenhof, eine Stadt im heutigen Nordpolen, müssen alle Frauen und Kinder aussteigen. Max ist zwar auch noch ein Kind, bleibt aber mit seinem Vater im Waggon. Erst als Erwachsener, Jahrzehnte später, wird Max Volpert erfahren, dass seine Mutter und seine Schwester im Konzentrationslager Auschwitz ermordet wurden.

Max Volpert ist heute 76 Jahre alt. Er ist wieder in Landsberg und wieder, so wie damals, scheint die Sonne. Nicht viel erinnert mehr an das, was er vor über 60 Jahren, in der dunklen Zeit des Nationalsozialismus, hier erleben musste. Gräber, Fundamente und einige Erdhütten im Wald westlich von Landsberg sind übrig geblieben von einem ganzen Netz von Arbeitslagern, die sich rund um Landsberg befanden. Dort, wo einst der Bub Max Volpert mit seinem Vater und tausenden anderer Zwangsarbeiter eingepfercht war, ist heute unter anderem ein Gewerbegebiet und eine Kleingarten-Kolonie. Max Volpert findet die Orte des Schreckens trotzdem noch immer auf Anhieb, sie haben sich in sein Gedächtnis eingegraben.

„Unser Leben war weniger wert als ein kleines Steinchen auf der Straße!“, sagt er heute. Brutal und rücksichtslos seien die Bewacher mit ihnen umgegangen. Die Häftlinge schufteten zehn, zwölf Stunden am Tag. Zu essen gab es zu wenig Brot und wässrige Suppe. „Es war Vernichtung durch Arbeit“, sagt Volpert. „Eigentlich war das dumm. Wir arbeiteten doch an einem wichtigen Projekt.“ Während er Zementsäcke schleppt, Eisenstangen biegt und Karren zieht („Wir waren die Pferde“), weiß der Bub nicht, an was sie eigentlich arbeiten. Das Rüstungsprojekt Ringeltaube kennt er nicht. Ebenso wenig kennt er den Plan der Nazis, dass in riesigen Bunkern Kampfflugzeuge mit Düsenantrieb produziert werden sollen. Es ist im Grunde auch unwichtig.

Das einzige, was für ihn zählt, ist das Überleben. „Ich hatte immer den Lebenswillen“, sagt er. Er verliert diesen Willen auch nicht, als sein Vater im Frühjahr des Jahres 1945 schwer krank und unterernährt in ein anderes Arbeitslager gebracht wird – und dort stirbt. Max Volpert ist überzeugt davon, dass er nur deshalb überlebt hat, weil er die meiste Zeit in einem Kommando namens „Lingemann“ eingesetzt war, das nicht die allerschwersten Arbeiten zu erledigen hatte. So muss der Bub unter anderem auch Leichenkarren ziehen und Leichen in Massengräbern verscharren.

Max Volpert ist einer der wenigen seiner Familie, der die Ermordung der Juden im Dritten Reich überlebt hat. Seit 1949 lebt er in Israel. In Deutschland zu bleiben, das konnte er sich nach all dem, was geschehen war, nicht vorstellen. Dennoch: Schon 1963 kam er zum ersten Mal wieder zurück ins Land, um ein Praktikum zu machen. Damals schon besuchte er auch Landsberg. „Der erste Besuch war schwer. Es war ja möglich, dass ich die Täter von damals wieder sehen würde“, sagt er. „Später war es dann leichter.“ Heute kommt Max Volpert auch zurück, um vor Schülern über seine Geschichte zu sprechen. „Die Jugendlichen tragen keine Schuld an dem, was geschehen ist. Aber sie müssen es wissen.“

Karren auf dem Hauptplatz

Noch immer beschäftigt es den Buben von einst, dass viele Deutsche nach 1945 sagten, sie hätten von der Ermordung der Juden nichts gewusst. „Wir haben die Karren mit Baumaterial auch über den Hauptplatz gezogen“, sagt er. „Die Deutschen haben uns gesehen.“ Auch die Leichen und die Massengräber seien den Menschen nicht verborgen geblieben. Hilfe und Zuspruch hat Max Volpert damals nicht erlebt. „Nur ein Mal“, erinnert er sich, „da hat uns eine alte Frau ein Stück Brot auf den Karren geworfen.“

REZENSIONSFORUM
LITERATURKRITIK.DE

Nr. 8 – August 2008

Vor dem Genozid

Willy Cohn schildert den Untergang des Breslauer Judentums

Von Armin Nolzen



Willy Cohn: *Kein Recht, nirgends. Breslauer Tagebücher 1933-1941. Eine Auswahl.* Herausgegeben von Norbert Conrads. Böhlau Verlag, Köln 2008. 370 Seiten, 22,90 EUR. ISBN-13: 9783412201395

Vor mittlerweile zweieinhalb Jahren ließ der Stuttgarter Historiker Norbert Conrads mit einer einzigartigen Veröffentlichung aufhorchen: Er edierte die Tagebücher Willy Cohns, eines Breslauer Mediävisten, der als Jude nach dem 30. Januar 1933 immer weiter in die Mühlen des NS-Regimes geraten war. Conrads' Edition, die mehr als 1.000 Seiten umfasste, deckte den Zeitraum zwischen 1933 und 1941 ab, ließ allerdings auch viel Privates aus Cohns Leben unberücksichtigt. Der 1888 geborene Cohn, der regelmäßig Tagebuch führte, hatte mit 21 Jahren in mittelalterlicher Geschichte promoviert und 1925 eine in Fachkreisen geschätzte Arbeit über die Herrschaft der Hohenstaufen in Sizilien publiziert, die wenige Jahre später ins Italienische übersetzt wurde. Er korrespondierte mit renommierten Historikern wie Ernst Kan-

torowicz, Karl Hampe und Albert Brackmann, las die „Historische Zeitschrift“ und besuchte die im Zwei-Jahres-Rhythmus abgehaltenen Historikertage. 1919 war Cohn als Studienassessor ins Breslauer Johannesgymnasium eingetreten, einer Integrationsschule, deren Kollegium wie Schülerschaft zu je einem Drittel aus Katholiken, Protestanten und Juden bestanden. Aus erster Ehe hatte Cohn zwei Söhne, aus der 1923 geschlossenen zweiten Ehe gingen drei Töchter hervor.

Auf vielfachen Wunsch haben sich Herausgeber und Verlag nunmehr dazu entschlossen, eine Auswahlangabe der Cohn-Tagebücher vorzulegen, die knapp ein Drittel des Ursprungstextes umfasst und auf der immer noch lieferbaren dritten Auflage basiert. In der vorliegenden Ausgabe sind weder Art noch Umfang der Kürzungen gekennzeichnet, und auch die vorzügliche biografische Einführung des Herausgebers fehlt. Entstanden ist eine Art Lesebuch zur Geschichte der Breslauer Juden nach 1933, das sich offenbar an ein breites Publikum wendet und auf die Benutzung in Schule, Universität und Weiterbildung abzielen scheint. Der Ursprungscharakter eines Tagebuches ist nur rudimentär erhalten geblieben, was sich insbesondere in den durch den Herausgeber zu verantwortenden Zwischenüberschriften zeigt. Ganze Serien von Eintragungen sind ausgelassen, darunter diejenigen, in denen Cohn die Misshandlung von Juden durch NS-Schergen beziehungsweise deren systematischen Terror schildert (zum Beispiel 6.2., 3.3., 19.3., 3.4., 5.4., 13.4., 25.4. und 17.8.1933). Viele Tagebucheinträge wurden in sich gekürzt und wichtige Ausführungen ersatzlos gestrichen, ohne dass sich dem Leser die Kriterien, nach denen dies geschah, erschliessen (10.5. oder 16.9.1935). Der „Gewinn an Eindringlichkeit“, den sich der Herausgeber davon erhofft, tritt nicht ein. Man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, dass diese Auswahlangabe einem kommerziellen Interesse dient, zumal die ARD für November 2008 eine Dokumentation über Cohns Leben angekündigt hat, die den Verkauf des Tagebuchs sicherlich fördern wird.

Dennoch bleibt das Cohn-Tagebuch auch in der hier vorliegenden zerstückelten Form eine wichtige Quelle für die Geschichte der deutschen Juden unter der NS-Herrschaft. Dies hängt insbesondere mit dem facettenreichen Lebensweg Cohns zusammen, bei dem individuelle und allgemeine Geschichte in der NS-Zeit zusammenfallen. Minutiös schildert Cohn die Diskriminierung der Breslauer Juden in den ersten Wochen und Monaten nach der NS-Machtübernahme, ihre systematische Verdrängung aus den akademischen Berufen (Cohn selbst wurde am 18. Juni 1933 unter Wahrung einer sechswöchigen Frist aus seinem Lehramt beurlaubt) und ihre zunehmende gesellschaftliche Isolation. Cohns Ausführungen zum Judenpogrom am 8. und 9. November 1938 sind besonders eindringlich und zeigen, wie viele „ganz normale Deutsche“ diese Gewaltaktion billigten. Nicht allen Ansichten Cohns wird man folgen können, gab er sich doch allzu großen Illusionen über Begrenzungen der antijüdischen Diskriminierung des NS-Staates hin und erkannte die mörderischen Konsequenzen der „Judenevakuierung“ nach Osten bis zuletzt nicht. Noch Ende Mai 1941 las er Adolf Hitlers „Mein Kampf“ und billigte dem Diktator zu, das Judentum darin „in vielem [...] nicht unrichtig zu charakterisieren“. In solchen Äußerungen zeigt sich die Tragik vieler deutscher Juden. Trotz ihrer durchgängigen Entrechtung während der NS-Zeit blieben sie der deutschen Kultur bis zuletzt verbunden und tendierten oftmals dazu, ihre Situation zu rationalisieren.

Cohns Tagebuch ist dennoch aussagekräftiger als viele andere Dokumente zum jüdischen Alltagsleben im NS-Staat, darunter die Aufzeichnungen des Romanisten Viktor Klemperer, der getauft war, in privilegierter Mischehe lebte und sich von religiösen Angelegenheiten fern hielt. Cohn hingegen war ein frommer Jude, der regelmäßig die Synagoge besuchte, häufig Vortragsreisen ins übrige Schlesien, nach Berlin und nach Süd- und Westdeutschland unternahm und dort mit vielen teils hochrangigen Vertretern der deutschen Juden in Kontakt kam. Über deren sich langsam verschlechternde Lebensbedingungen war er gut informiert. Jedoch konnte sich Cohn nicht zur Emigration nach Palästina durchringen, wohin sich seine beiden Söhne und die älteste Tochter in den Jahren 1935 bis 1940 gerettet hatten. Cohn blieb Zeit seines Lebens in Breslau, arbeitete, so lange es ging, in den dortigen Bibliotheken und Archi-

ven und versuchte, seiner Ehefrau und seinen beiden Töchtern ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen. Bis zuletzt gab er die Hoffnung nicht auf. *Am 25. November 1941 wurden Cohn, seine Frau Gertrud und ihre beiden neun und drei Jahre alten Töchter Susanne und Tamara ins litauische Kaunas deportiert und vier Tage später ermordet.*

Chiune Sugihara

Pflicht zum Ungehorsam

Chiune Sugihara rettete 10.000 Juden

von Michael Berger

„Ich kann meiner Regierung gegenüber ungehorsam gewesen sein, aber wenn ich das nicht gewesen wäre, wäre ich Gott gegenüber ungehorsam gewesen“ – das war Chiune Sugiharas Motto, als er für die Flüchtlinge, die im Juli 1940 vor dem japanischen Konsulat in Kaunas warteten, Transitvisa ausstellte.

Chiune (Sempo) Sugihara, am 1. Januar 1900 in Yaotsu als Sohn eines kleinen Beamten geboren, wollte eigentlich Englischlehrer werden. Doch die Ausbildung war zu teuer. So bewarb er sich 1919 beim Auswärtigen Amt. 1937 wurde er Diplomat in der japanischen Botschaft in Helsinki. Zwei Jahre später erhielt Chiune Sugihara eine Stelle im litauischen Kaunas. Nach Kriegsbeginn am 1. September 1939 strömten Flüchtlinge, in erster Linie polnische Juden, nach Litauen mit der Bitte um Transitvisa. Angesichts der verzweifelten Situation der Flüchtlinge traf Konsul Sugihara entgegen den Weisungen aus Tokio die Entscheidung, für alle Wartenden Visa auszustellen. Unterstützt wurde er durch den niederländischen Generalkonsul Jan Zwartendijk. Die Flüchtlinge erhielten Visa für die Antilleninsel Curaçao.

Insgesamt stellte Chiune Sugihara über 2.000 Visa aus, die letzten unregistrierten Visa warf er bei seiner Abfahrt aus dem Zug. Fast 10.000 Menschen konnten so gerettet werden. Nach weiteren Verwendungen als Generalkonsul in Prag, Königsberg und Bukarest gerieten er und seine Familie im Winter 1944 drei Jahre in sowjetische Gefangenschaft. Kurz nach seiner Rückkehr nach Japan wurde Chiune Sugihara wegen Missachtung von Weisungen aus dem diplomatischen Dienst entlassen. Nach mehrfachen Ehrungen durch den Staat Israel wurde er 1985 von der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem mit dem Titel „Gerechter unter den Völkern“ ausgezeichnet. Sugihara war der erste Japaner, der diesen Ehrentitel erhielt. Ein Jahr später starb er in Kamakura. Seine Geburtsstadt Yaotsu hat für ihn eine Gedenkstätte errichtet.

Solly Ganor – Das andere Leben.

Die jüdischen Kinder von Kovno 1941-1945

Eröffnung der Fotoausstellung „Solly Ganor – Das andere Leben“ im Gasteig am 26. Januar 2010



Das Ghetto Kaunas | Quelle: Solly Ganor: Das andere Leben. Die Jüdischen Kinder von Kovno 1941-1945, Dachau/München 2008.

Dachau — Jüdische Kinder aus Kaunas in der NS-Zeit stehen im Mittelpunkt der Fotoausstellung „Solly Ganor – Das andere Leben. Die jüdischen Kinder von Kovno 1941-1945“. Die Eröffnung findet am 26. Januar um 19 Uhr im Gasteig, Pressesaal 0.131, für geladene Gäste und Pressevertreter statt.

Es sprechen der Holocaust-Überlebende Solly Ganor, der Direktor der Stiftung Bayerische Gedenkstätten Karl Freller, die Leiterin der KZ-Gedenkstätte Dachau Dr. Gabriele Hammermann sowie Dr. Michaela Haibl, Kuratorin der Ausstellung, und ein Vertreter der Stadt München. Solly Ganor wird auch am 27. Januar, dem Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus, an der öffentlichen Gedenkfeier der Stadt Dachau um 19 Uhr im Ludwig-Thoma-Haus (Augsburger Straße 23) in Dachau als Zeitzeuge teilnehmen.

Das Ghetto von Kaunas (Kovno) im von Deutschland besetzten Litauen, der Außenlagerkomplex Landsberg-Kaufering des KZ Dachau und der Todesmarsch durch Oberbayern – diese drei Stationen prägten die Kindheit und Jugend von Solly Ganor. Sie stehen im Mittelpunkt seines Buches „Das andere Leben“ (deutsche Erstausgabe 1997, Fischer Taschenbuchverlag) wie auch der gleichnamigen Ausstellung, die 2008 in Zusammenarbeit mit dem Kulturreferat München entstanden ist. Für Solly Ganor bedeutet die Ausstellung, „ein Versprechen zu erfüllen, das ich meinen ermordeten Freunden gegeben habe“.

Aus dem Ghetto Kaunas sind zahlreiche Bilder des jüdischen Fotografen George Kadish überliefert, die dieser heimlich aufgenommen hat. Sie dokumentieren die grausame Realität des Ghettolebens, geben den verfolgten und ausgegrenzten Menschen aber auch ein Gesicht. Er-

gänzt werden sie durch Fotos vom Todesmarsch und aus den befreiten Konzentrationslagern bei Landsberg und Kaufering.

INFOBOX: Solly Ganor



Solly Ganor

Im Jahr 1928 geboren, ist er beim Einmarsch der Deutschen in seine Heimat Litauen 13 Jahre alt. Kurze Zeit später wird er gemeinsam mit seiner Familie in das **Ghetto Kaunas** eingewiesen. Nach drei Jahren Hunger, Zwangsarbeit, Terror und unzähligen Mordaktionen wird das Ghetto im Sommer 1944 geräumt und Solly Ganor gemeinsam mit seinem Vater, seiner Mutter und seiner Schwester in das KZ Stutthof deportiert. Von dort erfolgt der Transport in das KZ-Außenlagersystem Landsberg-Kaufering. Er überlebt die letzten Monate des Krieges trotz harter Zwangsarbeit, ständigem Hunger, der rasanten Verbreitung von Epidemien und allgegenwärtigem Terror. Am 24. April 1945 muss er mit anderen Häftlingen auf den so genannten Todesmarsch, bei dem er von seinem Vater getrennt wird. Nach sieben Tagen und sieben Nächten Marsch wird er schließlich von den Amerikanern befreit. Nach seiner Befreiung wandert er nach Israel aus, wo er noch heute lebt.

Quelle: Stiftung Bayerische Gedenkstätten, KZ-Gedenkstätte Dachau

WELT  ONLINE 24.04.2010

Lust auf Kaunas

Die zweitgrößte Stadt Litauens zwischen Teufelsmuseum und Priesterseminar, Bier-Eis und „Zeppelini“-Klößen

Eigentlich ist Kaunas eine durchweg katholische Stadt. Neben zahlreichen Kirchen und Klöstern beheimatet sie das einzige Priesterseminar Litauens, das selbst zu sozialistischen Zeiten Geistliche ausgebildet hat. Und doch ist eine ihrer größten Attraktionen heute ein ganz und gar ungeweihter Ort: Das Teufelsmuseum versammelt Tausende Teufel aus Holz, Keramik oder Stoff, darunter auch Hitler und Stalin. Neben dem christlichen Teufel, dem Inbegriff des Bösen, wird in Litauen allerdings noch immer der heidnische „Velnias“ verehrt: ein freundlicher Teufel, der den Armen hilft.

Auch in der Kellerbar „Avilys“, zu Deutsch Bienenstock, wird nicht himmlischen Wesen gehuldigt, sondern den heidnischen Bienengöttern Austeja und Bubilas. Hier kann der Gast verfolgen, wie das heidnische Honigbier gebraut wird - und sich danach in die Speisekarte vertiefen. Auf der geht es – wen wundert's? – vor allem um den Gerstensaft: von der Biersuppe über biermariniertes Fleisch bis hin zum Bier-Eis. Das litauische Bier gehört wie die deftige Kartoffel-Küche zu den kulinarischen Höhepunkten in Kaunas. Kartoffelkuchen oder Würste

aus Kartoffelbrei lässt sich kaum einer entgehen – und erst recht nicht die legendären Zeppe-
lini, das sind ovale Klöße aus rohen Kartoffeln, gefüllt mit Hackfleisch und mit einer Speck-
soße serviert.

Vor allem die Bars und Cafés in der historischen Altstadt von Kaunas laden zum Schlemmen
ein. Bunt restaurierte Bürgerhäuser aus dem Mittelalter stehen hier neben Backsteingebäuden
der sogenannten flammenden Gotik mit ihrer scharfkantigen, verspielten Profilierung und ei-
nem barocken Rathaus. Kunstgalerien und Boutiquen locken in die kleinen Gassen und auf
die großen Plätze der Altstadt, die von Litauens größten Flüssen umspült wird: dem Nemunas,
zu Deutsch Memel, und der Neris. Beliebt sind die Wiesen am Ufer der Halbinsel, wo Ein-
heimische wie Touristen bei schönem Wetter auf den Ruinen der mittelalterlichen Burg spa-
zieren.

Die Einwohner von Kaunas, rund 360.000 sind es insgesamt, sind stolz auf ihre Festung. 1254
wurde hier der erste litauische König Mindaugas gekrönt. Deshalb wird jedes Jahr am 6. Juli
gefeiert: mit Musik, Jahrmarkt und historischem Theater. Im Mittelalter hatten die Litauer
viele Burgen entlang der Memel errichtet, um sich gegen die deutschen Ordensritter zu weh-
ren. Mit Erfolg: Anders als seine Nachbarstädte in Lettland und Estland war Kaunas niemals
vom deutschen Ritterstaat besetzt. Im Staatenverbund mit Polen schlug Litauen den Deut-
schen Orden 1410 sogar vernichtend. Vielleicht erklärt sich so, dass der heidnische Glaube in
Kaunas länger überlebt hat und bis heute neben der katholischen Religion im Stadtbild prä-
sent ist.

Auch die deutschen Ritter haben ihre Spuren hinterlassen. Sie konnten Kaunas zwar nicht er-
obern, dafür verschifften sie ihre Waren aber über die Memel, die auf ihrem Weg zur Ostsee
durchs Stadtzentrum fließt. Daran erinnern heute die sogenannten Hansetage: Im August er-
streckt sich zehn Tage lang ein Jahrmarkt über knapp zwei Kilometer entlang der wohl längs-
ten Einkaufsmeile im Baltikum. Sie verbindet die Altstadt von Kaunas mit der Neustadt, die
im Zarismus entstand.

Das polnisch-litauische Reich zerbrach 1795 und wurde zwischen Österreich, Preußen und
Russland geteilt. Aus jener Zeit stammt die Legende über die „längste Brücke der Welt“, die
Fremdenführer so gern am Ufer der Memel erzählen. Kaunas gehörte damals zu Russland, auf
der anderen Seite der Brücke aber lag Preußen. In Russland galt bis ins 20. Jahrhundert hinein
noch der julianische Kalender, der gegenüber dem damals schon in Preußen genutzten grego-
rianischen um 13 Tage zurücklag. Fuhr ein Mensch also über die Memel von Russland nach
Preußen, dann dauerte seine Brücken-Passage ganze 13 Tage ...

In den vergangenen Jahren allerdings reisten ausländische Urlauber vor allem über die Haupt-
stadt Wilna (Vilnius) nach Litauen, viele von ihnen ließen Kaunas bei ihrer Reise durch das
Baltikum gar links liegen. Das ändert sich jetzt, denn zahlreiche europäische Fluggesell-
schaften fliegen neuerdings auch Kaunas an.

Immerhin hat die Stadt einiges zu bieten. In Kaunas liegt die Wiege des nationalen litauischen
Erwachens. Entscheidend trug dazu Mikalojus Ciurlionis bei, der erste Litauer, der es Ende
des 19. Jahrhunderts vom Sohn eines mittellosen Organisten zum Nationalhelden brachte. Als
Komponist machte er litauische Mythen und litauische Landschaft hörbar, als Maler hielt er
seine eigene Musik auf der Leinwand fest. Das Ciurlionis-Museum ist nur einer der zahlrei-
chen Bauten in Kaunas aus der Zeit des Funktionalismus in den 30er- und 40er-Jahren.

Damals war Kaunas die „provisorische Hauptstadt“ Litauens. Das Land, das seine Eigen-
staatlichkeit nach dem Ersten Weltkrieg zunächst zurückerhalten hatte, war 1920 von Polen
angegriffen worden und hatte seine historische Hauptstadt Wilna verloren. Hoch über den
Dächern von Kaunas erhebt sich noch heute die imposante Auferstehungskirche, die seiner-
zeit als Symbol der Freiheit mit Spenden aus ganz Litauen errichtet wurde. Sie bietet einen
atemberaubenden Blick auf das historische Zentrum von Kaunas, das umarmt von den Flüs-

sen Memel und Neris in der Ebene liegt. Die originale Standseilbahn aus den 30er-Jahren, die für 15 Cent jeden Besucher vom grünen Hügel wieder hinab ins Tal bringt, gilt als Kleinod und Insidertipp zugleich.

Unten angekommen, findet sich der Gast im ehemaligen diplomatischen Viertel wieder. Hier erlangte 1939 der japanische Konsul Chiune Sugihara weltweiten Ruhm, als er rechtzeitig vor dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht mehr als 6.000 Juden zur Flucht verhalf. Doch weitere Gräueltaten konnte auch er nicht verhindern. Im IX. Fort, einer Artilleriestellung aus dem Ersten Weltkrieg, ermordeten die Nationalsozialisten insgesamt mehr als 50.000 Menschen.

Heute spielt sich das touristische und kulturelle Leben von Kaunas längst nicht mehr nur in der Innenstadt ab. Die Designerin Dalia Kavaliauskiene etwa hat sich ganz dem litauischen Leinen verschrieben und am Stadtrand von Kaunas ihre exklusive Boutique aufgemacht: im roten Backsteingemäuer der ehemaligen Zarenkasernen. Das hippe Wohnviertel am Juozapaviciaus-Prospekt ist längst ein Geheimtipp - von Touristen ohne fachkundige Wegweiser allerdings nur schwer finden.



07.05.2010

„Faustgroße Wunden und zerfressen von Läusen“

Karl Rom aus Hohenschäftlarn hat KZ und Todesmarsch überlebt – Zeitzeugenbericht im evangelischen Gemeindehaus



Erinnerungen an ein schmerzhaftes Kapitel: KZ-Überlebender Karl Rom mit Sybille Krafft. – Foto: Sabine Hermsdorf

Wolfratshausen – Im Jahresprogramm des Historischen Vereins gibt es immer eine Veranstaltung, die den Mitgliedern besonders am Herzen liegt: Das ist jeweils die Veranstaltung, mit der an den Todesmarsch erinnert wird, der Juden 1945 auch durch den Landkreis führte. Diesmal war dazu der KZ-Überlebende Karl Rom eingeladen.

Der 84-Jährige aus Hohenschäftlarn erinnerte sich am Dienstagabend im Gemeindesaal der Evangelischen Kirche an das wohl schmerzhafteste Kapitel seines Lebens. Einfühlsam und

unaufdringlich führte Sybille Krafft, Vorsitzende des Historischen Vereins, durch den Abend. Sie stellte behutsam ihre Fragen, mit denen sie ans Innerste des aus *Kaunas in Litauen* stammenden 84-Jährigen rührte. Dass der dies zuließ und rund 60 Zuhörer an seiner persönlichen Vergangenheit teilhaben ließ, dankte die Historikerin ihm sehr.

Rom berichtete von seiner Familie, seinen Wurzeln in Litauen, der Besetzung des Landes durch die Russen im Jahr 1940 sowie den 15. August 1941 – den „schlimmsten Tag für die Juden in Litauen“. Denn an diesem Tag mussten sie ihre Wohnungen verlassen, um fortan im Ghetto zu leben. Auch den 18. Oktober 1941 wird Rom wohl nie mehr vergessen. In der *Kasernenanlage „IX. Fort Kaunas“* wurde die „große Aktion“ durchgeführt, das bedeutete, dass rund 12.000 Juden fortgetrieben und erschossen wurden. Die Vorsitzende Krafft erinnerte zudem daran, dass am 25. November 1941 auch Juden aus Wolfratshausen in dieses IX. Fort getrieben worden waren. „Hertha und Flora Spatz, Cecilie und Willy – sie kamen mit dem ersten großen Transport in den Osten. Im IX. Fort wurden sie ermordet.“

Der 84-jährige Rom wurde 1944 mit anderen Juden in Viehwaggonen gesperrt und wie sein Vater ins KZ Kaufering gebracht. „Dort wurden wir registriert, bekamen eine Nummer, Holz pantoffeln und gestreifte Kleidung.“ Er habe sich nicht waschen können und das Essen sei immer weniger geworden. Irgendwann wog er nur noch 34 Kilogramm. „Wir waren von Läuse n zerfressen, die Wunden waren so groß, dass man eine Faust hineinstecken konnte.“ Mit Brot für drei Tage und in Holzpantoffeln wurden Rom und andere auf den Todesmarsch ins Ungewisse geschickt. Später kam er ins KZ Allach, wo er schließlich von den Amerikanern befreit wurde.

Unter den interessierten Zuhörern saß auch der 12-jährige Kilian. Mit einem Aufnahmegerät zeichnete der Montessori-Schüler die Erinnerungen Roms auf, um das Erzählte für ein Referat verwenden zu können. Die Mitglieder des Historischen Vereins hatten ursprünglich geplant, während der Veranstaltung auch Schülerarbeiten zu dem Thema „Todesmarsch“ vorzustellen. Die waren allerdings noch nicht für die Präsentation in der Öffentlichkeit aufbereitet worden. Stattdessen berichtete Alfred von Hofacker, der aus einer Widerstandsfamilie stammte, über einen weiteren Todeszug. „Namhafte Persönlichkeiten waren von den Nazis als Geiseln genommen und in Autobussen nach Tirol gebracht worden“, so von Hofacker. Diese „Sippenhäftlinge“ seien das „Faustpfand der SS“ gewesen. Befreit worden seien die Gefangenen schließlich von der Deutschen Wehrmacht.

Nina Daebel

Quelle: Historischer Verein Wolfratshausen e. V. – Pressestimmen 2010

der Freitag 10.10.2010

Jetzt sind wir quitt

Die Idee vom „doppelten Genozid“ infiziert in Kaunas Museen und anderen Schauplätzen der Erinnerung an die deutsche Besatzung und den Zweiten Weltkrieg

Jonathan Freedland

Keiner ist gern vom Tod umgeben. Es ist verständlich, dass Einwohner Litauens, die heute auf dem Boden des ehemaligen Ghettos Kovno leben, nicht permanent daran erinnert sein

wollen, dass hier seit Juni 1941 35.000 Juden eingepfercht waren, hungerten und schließlich erschossen wurden. So war ich nicht allzu überrascht, feststellen zu müssen, dass auf der Linkuvos-Straße nur ein kleiner Obelisk steht, der den Platz markiert, auf dem sich dieser Ort der Not und des Sterbens einst befand. Inmitten des Verkehrs an einer belebten Kreuzung, über die Väter Kinderwagen schieben und Mütter Einkäufe nach Hause tragen, nimmt man ihn kaum wahr. Nur wenige Worte sind darauf in Hebräisch und Litauisch zu lesen: Es fehlen Opferzahlen, es fehlt jede Erwähnung des unsäglichen Leids, das Menschen hier zu ertragen hatten.



Denkmal am **IX. Fort in Kaunas** (Kovno) an die dort 1941-1944 Ermordeten

Ich kann zur Not verstehen, weshalb es keine besonderen Straßenschilder gibt, die Besuchern den kurzen Weg nach jenem **Fort IX** weisen, in dem die Nazis litauische Kollaborateure tiefe Gruben schaufeln ließen, um darin an einem einzigen Tag im Oktober 1941 mit der so genannten Großen Aktion beinahe 10.000 Juden – darunter 4.273 Kinder – zu erschießen. Ich kann nachvollziehen, weshalb es Menschen in Kaunas lieber ist, wenn Fort IX nur von denen gefunden wird, die extra deswegen in diese Gegend kommen und ohnehin wissen, was dort geschehen ist.

Erinnerungen sind niemals nur eine Sache der Vergangenheit; sie sind um der Gegenwart willen umstritten, sie werden von politischen Interessen überlagert wie viele andere Angelegenheiten. Wohl auch deshalb steht am Ort der Täter, dem ehemaligen Fort, nicht nur ein massives Mahnmal im Stil des sozialistischen Realismus aus der Sowjetzeit, das der Toten gedenkt, die in den Gruben darunter liegen. Man findet dort zugleich eine neue Ausstellungshalle, die sich mit der Unterdrückung während der Sowjet-Jahre beschäftigt – obwohl der Zusammenhang zwischen diesem Ort und diesem Thema bestenfalls dürftig ist.

Seite an Seite

Natürlich ist mir klar, weshalb sich die Litauer an den Gulag und die Zwangsverbannung nach Sibirien erinnern wollen. Sie liegt zeitlich näher als der Zweite Weltkrieg, dauerte länger und

betraf Familien, die noch heute in Litauen leben. Davon abgesehen, war es fast ein halbes Jahrhundert lang verboten, darüber zu sprechen, wodurch das Verlangen nach Gedenken und Anerkennung wuchs. Doch müsste ich mich schon sehr anstrengen, um Empathie für den hier offenbarten Ansatz vom „doppelten Genozids“ zu empfinden, der in Litauen und anderen ehemaligen Sowjetstaaten gutgeheißen wird und auf die Botschaft hinaus will, das Nazismus und Kommunismus die Zwillings-Übel des 20. Jahrhunderts waren, derer Seite an Seite erinnert werden sollte. Genau diesen Ansatz verkörpert Fort IX mit seinen zwei Museen, von denen das eine die Schrecken Hitlers, das andere die Verbrechen Stalins dokumentiert.

Es geht hier nicht um einen Wettbewerb – und wenn doch, dann ist es sicherlich keiner, den irgendein Jude gern gewinnen würde. Die Juden wollen und brauchen kein Monopol auf die Trauer. Tränen sind kein beschränktes Gut, es sind genug für alle da. Doch egal, wie sehr ich auch versuche, mich hineinzudenken – der Idee vom „doppelten Genozid“ kann ich nichts abgewinnen. Besonders dann nicht, wenn ich erlebe, wie sie sich in der Praxis auswirkt.

Zum einen führt die Gleichsetzung der Nazi-Verbrechen mit den Verbrechen des Kommunismus meist dazu, dass die Geschichte ersterer nicht wahrheitsgemäß erzählt wird. Die Tafel an der Gedenkstätte Fort IX zum Beispiel identifiziert die Mörder als „Nazis und ihre Gehilfen“ und verzichtet auf die Mitteilung, dass die „Gehilfen“ litauische Freiwillige waren, die ihre Mitbürger mit wahrer Begeisterung umbrachten. Auf meinen Reisen durch dieses Land, die mich an eine ganze Reihe solcher Erinnerungsorte führte, habe ich keinen einzigen gefunden, der über die einfache, harte Wahrheit Auskunft gegeben hätte, dass Litauen zu den Ländern Nazi-Europas zählte, in denen der größte Anteil der jüdischen Bevölkerung umgebracht wurde – über 90 Prozent. Und dass die Ermordung der Juden am 22. Juni 1941 begann – bevor Hitlers Männer das Land erreichten.

Dazu kommt, dass die theoretische Absicht, eines „doppelten Genozids“ zu gedenken, meist in einseitiges Gedenken mündet. Nehmen wir nur das „Museum für die Opfer des Genozids“, gleich neben dem zentralen Gedimino- Boulevard in Vilnius. Man sollte meinen, ein solcher Ort dokumentiert einen Völkermord, zu dessen Zentren auch Vilnius zählte – er erinnert an die Ermordung der litauischen Juden. Weit gefehlt. Der Holocaust wird gar nicht erwähnt. Der Fokus liegt allein auf dem Leid, das der KGB verursacht hat. Im Freien stehen zwei Mahnmale aus Stein, gewidmet den Opfern Moskaus. Wer der 200.000 ermordeten Juden gedenken will, muss sich weit vom Gedimino-Boulevard entfernen, bis er in einer Seitenstraße das winzige Grüne Haus findet, das eigentlich immer wegen Renovierungsarbeiten geschlossen ist und dessen Direktorin unter dem Druck der Behörden um ihre berufliche Existenz fürchtet.

Hakenkreuz erlaubt

Ähnlich verhält es sich mit einer Gesetzesänderung aus dem Jahr 2008, die erwirkte, dass in Litauen nicht nur Nazi-, sondern auch Sowjet-Symbole verboten sind. Und als ob das nicht schlimm genug wäre – damit wurde zum Beispiel Veteranen des Widerstands gegen die deutsche Besatzung verboten, bei Paraden ihre Auszeichnungen zu tragen –, hat ein litauisches Gericht im Mai 2010 entschieden, das Hakenkreuz sei kein Symbol der Nazis, sondern Teil der „baltischen Kultur“ und könne daher in der Öffentlichkeit gezeigt werden.

Selbst wenn die Behörden sich rigoros um eine Balance bemühen und beide Geschichten ehrlich erzählen, würde ich diesen „doppelten Genozid“ immer noch ablehnen, weil die Symmetrie falsch ist. Es geht nicht darum, wer in der Rangliste der Verfolgten oben steht. Es kann nicht sein, dass diejenigen, die „verhaftet, verhört und eingesperrt“ wurden – um das Museum in Vilnius zu zitieren – das gleiche Schicksal erlitten haben sollen wie die ermordeten Juden, auch wenn die Ausstellung unter dem schlichten Sammelbegriff „Verluste“ alle in der gleichen Opfer-Kategorie vereint. Die Unterdrückung während der Sowjet-Jahre war kein Genozid: Es ist etwas anderes, ob man verhaftet – oder ob man erschossen und in eine Grube ge-

worfen wird. Wer etwas anderes behauptet, beraubt den sehr spezifischen Begriff Genozid seiner Bedeutung.

Unbestreitbar hat das ganze Reden über Gleichwertigkeit einen düsteren Unterton. Professor Egidijus Aleksandravicius von der Vytautas Magnus Universität in Kaunas gibt mir zu verstehen, viele Litauer stellten sich gern vor, wenn ihre Vorfahren Juden töteten, dann hätten sie aus „Rache“ für das gehandelt, was die Kommunisten – beeinflusst von der jüdischen Lehre – ihnen angetan hätten. Nach dieser Logik, die schon dadurch widerlegt ist, dass die Juden unter der Sowjetherrschaft stärker reglementiert waren als jede andere Glaubensgemeinschaft, bedeutet der „doppelte Genozid“ im Prinzip: Ihr habt uns verletzt, wir haben euch verletzt, jetzt sind wir quitt.

Wie konnte dieser giftige Gedanke solche Wurzeln schlagen? David Katz, der an der Universität von Vilnius Jiddisch unterrichtete, bevor sein Vertrag in diesem Jahr nicht mehr verlängert wurde, geht von geopolitischen Ursachen aus: „Es ist wie ein schwerer Stock, mit dem Russland unablässig geprügelt werden kann. Litauen möchte, dass seine Partner in der EU die Moskauer Führung als Regierung eines Völkermord-Regimes betrachten, das keine Entschädigungen erbracht hat.“ Und Katz kann noch ein weiteres Motiv erkennen: den nationalistischen Wunsch der Litauer, als makellooses Volk zu gelten, das eine blütenreine Weste vorweisen kann. Ließe man die Wahrheit aus der Kriegsvergangenheit zu, wäre dieses Selbstbild dahin – das Beharren auf dem Opferstatus dagegen halte es am Leben.

Genau hier könnte eine Reaktion von außen ansetzen. Professor Aleksandravicius meint, sie sollte von dem Verständnis des Außenstehenden durchdrungen sein, dass es für Menschen psychologisch schwierig ist, zu erkennen, dass Opfer auch Täter sein können. Man müsse eben begreifen, dass die Litauer sich nach dem Leid der ersten Sowjet-Besatzung zwischen 1940 und 1941 „gegen die Schwächsten wandten – und das waren die Juden“. Ich respektiere diesen Ansatz: Erinnerung ist eine heikle Sache. Dennoch müssen die europäischen Regierungen mit mehr Nachdruck vorgehen. Litauen ist in der EU und der NATO, seine Partner in beiden Allianzen haben die Pflicht, Vilnius klar zu sagen, dass es sich über seine Vergangenheit wahrheitsgetreu Rechenschaft ablegen muss, egal wie schmerzhaft das sein mag. Nur dann wird verdrängte Geschichte nicht mehr im Kellergewölbe des litauischen Hauses herumgeistern.



Jewish-Christian Relations 01.01.2011

Eine zionistische Zeitschrift im KZ

„Nitzotz“ und der Widerstand des Schreibens

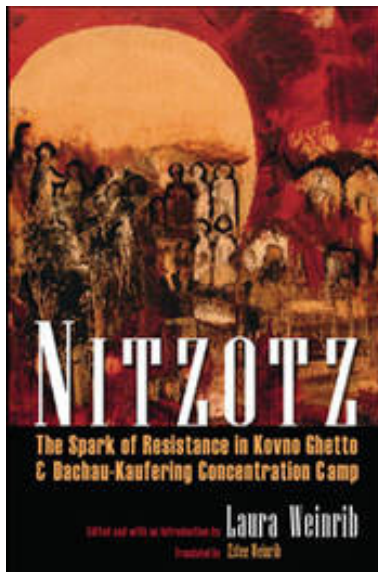
Von Julia Brauch

„Wir sind die Helden! Der Knechtschaft letztes Geschlecht, das erste Geschlecht der Befreiung!“ Diese Zeile aus einem Gedicht von Haim N. Bialik wurde von den Autoren der zionistischen Untergrundzeitschrift „Nitzotz“ im letzten Jahr der Gefangenschaft in Dachau-Kauferring nicht nur ein Mal zitiert: Dem täglichen Leid und dem Tod trotzten sie mit dem Glauben an die Befreiung und an ein neues Leben in Eretz Israel.

Die Zeitschrift „Nitzotz“ (der „Funke“) wurde im sowjetbesetzten **Kovno (Kaunas) 1940** gegründet und erschien danach im Ghetto und nach dessen Auflösung ab September 1944 im

KZ Dachau-Kaufering – bis zur Befreiung, und darüber hinaus. Herausgeber und Autoren von „Nitzotz“ verkörperten eine Haltung des Widerstandes, die nicht in physischer Aktion ihren Ausdruck fand, sondern in der intellektuell-politischen Arbeit an der Zukunft des jüdischen Volkes, das auch nach der Aulöschung eines großen Teils des europäischen Judentums im jüdischen Staat in Eretz Israel sein Schicksal selbst bestimmen sollte.

In der historischen Forschungsliteratur hat sich bislang nur Dov Levin in „Beyn Nitzotz le-Shalhevet“ (1987) und Ze’ev W. Mankowitz in „Life Between Memory and Hope“ (2002) des Themas etwas ausführlicher angenommen; in vielen Nachschlagewerken (wie z.B. der überarbeiteten zweiten Auflage der Encyclopedia Judaica von 2006) sucht man aber vergeblich nach dieser zionistischen Zeitschrift, die in der Untergrundliteratur des Holocaust ohne Beispiel sein dürfte.



Nitzotz. The Spark of Resistance in Kovno Ghetto and Dachau-Kaufering Concentration Camp. Edited and with an Introduction by Laura Weinrib, Translated by Estee Weinrib, Syracuse University Press 2009, Euro 30,99

Es ist Laura M. Weinrib, der Enkelin von Shlomo Frenkel (Shafir), dem letzten Chefredakteur von „Nitzotz“, zu danken, dass die Zeitschrift nun erstmals umfassend in ihrem geschichtlichen Kontext vorgestellt wird – zusammen mit einer englischen Übersetzung der letzten fünf „Nitzotz“-Ausgaben, die noch in Kaufering erschienen sind. Die anderen Exemplare der insgesamt 42 Ausgaben müssen als verschollen gelten oder wurden vernichtet. Das vorliegende schmale Buch ist nicht nur eine Hommage an den Großvater, sondern vor allem eine wissenschaftliche Arbeit, die von dem persönlichen Verhältnis der Autorin zu dem damaligen Protagonisten und späteren Historiker profitiert und gerade dadurch einen weiteren Blick auf das Thema eröffnet.

Shlomo Frenkel war von Anfang an in der Untergrundbewegung Irgun Brith Zion (IBZ) aktiv, in der sich vor allem junge Zionisten politisch und kulturell engagierten. Die meisten Mitglieder vertraten einen gemäßigten sozialistischen Kurs, aber auch religiöse Anhänger von Bnei Akiva und einzelne eher rechtsnationale Revisionisten sammelten sich in der IBZ. Was säkulare wie religiöse Mitglieder einte, war das Ziel, eine Zukunft in Eretz Israel vorzubereiten – und das Bewusstsein, in der Kontinuität jüdischer Geschichte zu leben. Innerhalb der zionistischen Bewegung war diese gelebte Einheit verschiedener Fraktionen schon für die Zeitgenossen bemerkenswert, ja „einzigartig“ wie Shlomo Frenkel in „Nitzotz“ (Nr. 3, 1944) schrieb.

Der Zyklus des jüdischen Festjahres und die damit einhergehende Interpretation der jüdischen Erfahrung stellte den Bezugsrahmen dar, auf den sich alle beziehen konnten. In der Ausgabe zu Pessach von 1945 beschrieb etwa Chaim Alexandrovitz (unter dem Pseudonym „Chet-Tzadik“), wie dieses „Fest der Freiheit“ den zionistischen Durchhaltewillen gestärkt habe:

„Along with the holiday, spring returns. Nature dons a green coat and comes back to life, and so do we. We Zionists have always loved this holiday above all others, because it has stirred us and bolstered our will to continue fighting and to reconquer the land from which we were exiled.“ (Weinrib, 130). [Mit den Feiertagen kehrt auch der Frühling zurück. Die Natur zieht einen grünen Mantel an und kehrt ins Leben zurück – und so halten wir es auch. Wir Zionisten haben dieses Fest schon immer mehr als alle anderen geliebt, denn es hat uns bewegt und unseren Willen gestärkt, den Kampf fortzusetzen und das Land zurück zu erobern, aus dem wir ins Exil vertrieben wurden.]*

In der dritten Ausgabe von 1944 (Nr. 38) stellt Shlomo Frenkel anlässlich des Chanukka-Festes die Erfahrung der Vernichtung durch Hitler in den größeren Zusammenhang von Judenverfolgung, jüdischem Durchhaltevermögen und Widerstand:

„There is no difference between Antiochus Epiphanes and Adolf Hitler. Antisemitism may have reached new heights with the Nazi movement and the physical extermination of 6 to 7 million European Jews, but it must be traced to the period in which Judah the maccabee waged war on the Hellenic invaders and their worldview. Two thousand years ago, a few rebels were able to withstand an enemy seven times their size. Today, too, we have faith in the recovery of the She'erit Hapletah and its moral and spiritual valor!“ (Weinrib, 87f.) [Zwischen Antiochus Epiphanes und Adolf Hitler gibt es keinen Unterschied. Der Antisemitismus mag mit der physischen Vernichtung von 6 bis 7 Millionen europäischer Juden einen neuen Höhepunkt erreicht haben, aber er muß bis in die Zeit, in der Judas Makkabäus den Krieg gegen die hellenistischen Eroberer wagte und zu deren Weltanschauung zurück verfolgt werden. Vor zweitausend Jahren waren einige wenige Rebellen imstande einem Feind zu widerstehen, der sieben mal stärker war. Auch heute haben wir Vertrauen in die Wiederaufrichtung der She'erit Hapletah (Rest der Geretteten) und ihrer moralischen und spirituellen Tapferkeit.]*

Im sowjetischen Litauen erschienen die ersten Ausgaben von „Nitzotz“ in einer Auflage bis zu hundert Exemplaren. Zunächst wurden sie mit einem Matrizendrucker, später dann mit Durchschlagpapier vervielfältigt. Vor der sowjetischen und später deutschen Besatzung war Kovno De-facto-Hauptstadt des unabhängigen Litauens, dessen eigentliche Kapitale Wilna zwischenzeitlich unter polnische Herrschaft geraten war. Hier blühte jüdisches Leben – 1938 waren 200 jüdische Organisationen registriert, knapp 30 Prozent aller litauischen Institutionen (Weinrib, S. 20). Die zionistischen Aktivitäten, die im Ghetto teils geheim, teils geduldet stattfanden, standen in dieser Tradition. In der Zeit des Ghettos wurden 28 Ausgaben von „Nitzotz“ publiziert, damals noch unter der Herausgeberschaft von Chaim Tiktin, Shraga Aharonowitz und Yitzhak Katz.

Nach dem Ende des Ghettos kamen im Juli 1944 die Irgun Brith Zion-Mitglieder nach Stutthof, wo Männer von Frauen und Kindern getrennt und die Männer weiter nach Dachau-Kaufering geschickt wurden, einem Außenlager des Konzentrationslagers Dachau. Schon im September regte Abraham Melamed, einer der Älteren unter den IBZ-Mitgliedern an, dass Shlomo Frenkel die Herausgabe von „Nitzotz“ fortführen sollte. Er war es, der von nun an das Erscheinen der Zeitschrift sicherstellte, Artikel aus dem Deutschen und Jiddischen übersetzte und unter diversen Pseudonymen viele Artikel selber verfasste.

In erstaunlicher Kontinuität beschäftigten sich die Artikel weiterhin mit der jüdischen Zukunft: Nicht die unerträglichen Lebensbedingungen, Krankheit und Tod beschäftigten die Autoren in Kaufering, sondern Fragen wie: Was würde aus den Überlebenden des Völkermords, der *She'erit Hapletah*, werden? Würde es überhaupt noch genügend Juden geben, um einen jüdischen Staat zu gründen? Oder wäre man angesichts des ungeheuren Verlusts an Menschen auf die „kleine“ Lösung von Ahad Ha'am zurückgeworfen, nur ein kulturelles Zentrum in Eretz Israel zu schaffen? Selbst Shlomo Frenkel zweifelte zwischenzeitlich, ob die Voraussetzungen für eine Masseneinwanderung noch gegeben wären:

„We can no longer discuss a mass aliyah, because there are no longer Jewish masses ready to leave. (...) Zionism has now reverted to the stragic situation it faced at its inception: Zionism without Jews. (...) The Jewish question has already been solved by Adolf Hitler. Undoubtedly he succeeded and achieved his goal. Though he did not completely obliterate world Jewry, he reduced the size of the nation to such an extent that we question whether it will ever recover its strength of ancient times. (...) Instead of saving Jews – the *raison d'être* of political Zionism – our task today is saving Jewry. We are forced to return to *Ahad Ha'am*. In lieu of massive population transfer, it is necessary to save the refugees in Eretz Israel in order to secure and perpetuate the existence of the Jewish nation.“ (Nitzotz, Issue 3, 38, Chanukah 1944, Weinrib, 94f.) [Wir können nicht mehr länger von einer Aliyah („Aufstieg“ nach Israel) der Massen sprechen, denn es gibt keine jüdischen Massen mehr, die bereit wären, los zu ziehen. (...) Der Zionismus ist in jene strategische Lage zurück gefallen, mit der er bei seiner Gründung konfrontiert war: Ein Zionismus ohne Juden. (...) Die jüdische Frage ist von Adolf Hitler gelöst worden. Zweifellos hat er gewonnen und sein Ziel erreicht. Auch wenn er das Weltjudentum nicht gänzlich ausgelöscht hat, so reduzierte er doch die Größe der Nation in einem Ausmaß, dass wir uns fragen, ob es jemals zu alter Stärke zurückfinden wird. (...) Anstatt Juden zu retten – die *raison d'être* des politischen Zionismus – besteht unsere Aufgabe darin, die Judenheit zu retten. Wir sind gezwungen, zu *Ahad Ha'am* zurückzukehren. Statt eines massiven Bevölkerungstransfers ist es notwendig, die Flüchtlinge für Eretz Israel zu retten, um die Existenz einer jüdischen Nation sicherzustellen und aufrecht zu erhalten.“]*

Aber so groß die Zweifel auch waren, fast alle, die Artikel zu „Nitzotz“ beitrugen, waren überzeugt, dass sich nach der Befreiung eine vollkommen neue politische Konstellation ergeben würde, die sie – als Teil der zionistischen Avantgarde – mitprägen würden. Ihre Arbeit für „Nitzotz“ war nicht nur geistiger Widerstand als Selbstzweck, sondern die konkrete politische Vorbereitung dieser Zukunft. Ihre Arbeit sollte sie entsprechend nicht zuletzt auch für spätere Führungsaufgaben moralisch und intellektuell qualifizieren. Und so kam es dann auch: Samuel Gringauz und Zalman Grinberg wurden aktive Führer der *She'erit Hapletah*, und Shlomo Frenkel wurde Generalsekretär der zionistischen Bewegung in Deutschland. Kurzum: Der alte Kreis um „Nitzotz“ spielte eine entscheidende Rolle bei der Reorganisation der zionistischen Kräfte unter den Überlebenden in Bayern.

Aus dem unmittelbaren Umfeld der Todesstätten des Holocaust dürfte „Nitzotz“ die einzige Publikation sein, die sich in dieser radikalen Weise mit der jüdischen Zukunft beschäftigte - und damit das Leben über den Tod stellte. Es ist das Ausblenden von physischen Qualen und Demütigung, die unbeirrbar, vielleicht auch paradoxe Fokussierung auf politische und ideologische Fragen, die „Nitzotz“ zu einer einmaligen Quelle machen. Der viel zitierte Satz Jean Améry's aus „Jenseits von Schuld und Sühne“ (1966): „Wer gefoltert wurde, bleibt gefoltert. Unauslöschlich ist die Folter in ihn eingebrannt, auch dann, wenn keine klinisch objektiven Spuren nachzuweisen sind“ – er galt nicht für alle Überlebenden. Das Bekenntnis der „Nitzotz“-Autoren zu einer jüdischen, zionistischen Zukunft noch unter lebensfeindlichsten Umständen setzt einen Kontrapunkt gegen die Erfahrung vieler seelisch gebrochener Holocaustüberlebenden, die häufig als die einzig denkbare wahrgenommen wird. Die Lektüre von „Nitzotz“ von Laura Weinrib öffnet den Blick auf einen unglaublichen und trotzdem geglückten Versuch, im Angesicht der Vernichtung mit den Mitteln des politischen Wortes Menschlichkeit und Zukunftswillen zu bewahren. Diese Erfahrung betraf vielleicht nur wenige. Doch es waren gerade diese wenigen, die nach der Befreiung den Weg für die Auswanderung der Überlebenden nach Palästina und damit auch für die Gründung des Staates Israels bereiteten. Sie taten dies nicht als Opfer, sondern als freie Menschen.

* Übersetzung der englischen Zitate ins Deutsche: Christoph Münz. Die Rezension erschien erstmals als ONLINE-EXTRA Nr. 130 in: [COMPASS-Infodienst](#).

25.01.2011

Zeitzeuge Abba Naor und der Terror im KZ

„Eine Kartoffel ist ein Tag Leben“



Eindrucksvoll: Zeitzeuge Abba Naor. – Foto: Roland Fengler

Nürnberg – Am 27. Januar jährt sich zum 66. Mal die Befreiung des KZ Auschwitz durch die Rote Armee. Anlässlich dieses Gedenktages erzählte der Zeitzeuge Abba Naor (83) in der Freien Christengemeinde Langwasser (FCL) von seiner verlorenen Kindheit.

Abba Naor war nicht in Auschwitz. Er war „nur“ im *Ghetto von Kaunas*, in Litauen. In Stutthof, Dachau und Außenlagern wie Kaufering. Der gebürtige Litauer musste mit 13 Jahren erleben, wie seine Landsleute seine Glaubensbrüder und –schwestern ermordeten. Partisanen erschossen sie im Wald oder trieben sie in die Synagogen und zündeten diese an. Das war im Sommer 1941. Ein Jahr zuvor hatte die Sowjetunion sich die baltischen Staaten unter den Nagel gerissen, dann kamen die Deutschen. Als Sündenböcke hielt man sich an die Juden, die angeblich mit den Russen gemeinsame Sache gemacht hätten. Und die litauische Armee? „Für einen Panzer braucht man 101 Mann“, erklärt Abba Naor. „Nämlich einen Fahrer, und hundert, die schieben.“

Abba Naor ist ein beherrschter Mann. Die grausamsten Vorgänge schildert er in einem ruhigen, scheinbar leidenschaftslosen Duktus. Aber die sachliche Fassade zeigt Risse. Einer dieser Risse ist Naors trockener Humor, ein weiterer sein Sinn für groteske Untertreibungen. „Immer wieder ist im Ghetto einer erschossen oder aufgehängt worden“, erläutert er, „aber wenn einer gehängt wird, damit kann man leben.“

Im Ghetto von Kaunas gab es für Naors Familie kaum ein Unterkommen und nichts zu beißen. Sich Lebensmittel von draußen zu besorgen war lebensgefährlich. Also schickte man Kinder los zum Brot besorgen. „Man dachte, denen passiert nichts.“ Ein Irrtum, den 26 Kinder und Jugendliche am ersten Tag mit dem Leben bezahlten. Unter ihnen war Abbas 15-jähriger Bruder.

Rechts oder links – eine Frage von Leben und Tod

Dann kam der Tag, an dem sich alle Juden auf dem „Platz der Demokraten“ versammeln und vor dem Oberkommandierenden vorbeidefilieren mussten. „Der Kommandierende sagte kein Wort“, erzählt Abba Naor, „er zeigte bei jedem nur nach rechts oder nach links. Wir hatten keine Ahnung, was das zu bedeuten hatte.“

Was das zu bedeuten hatte, macht Naor mit einer Fotokopie aus den Aufzeichnungen des litauischen Statthalters klar. Mit deutscher Gründlichkeit protokolliert dieser, wie viele Menschen er umbringen ließ und dröselte seine Opfer säuberlich auf in Männer, Frauen, Kinder, ordnet akkurat nach Nationen, Glaubensbekenntnis, nach Gesunden und Kranken.

Naor vergisst aber auch die wenigen positiven Ausnahmen nicht. So etwa einige litauische Bauern, die Kinder aufnahmen und behielten – und nicht an die Gestapo auslieferten, wie so viele andere. Oder den deutschen Feldwebel Anton Schmid, der Juden die Flucht ermöglichte, und dies mit dem Leben bezahlte. „In jeder Situation kann ein Mensch ein Mensch bleiben“, kommentiert Abba Naor.

Kameradschaft zwischen Mensch und Schwein

Weitere Deportationen rissen Naors Familie auseinander. Die Mutter und sein kleiner Bruder wurden ermordet. In Dachaus Außenlagern herrschte das Prinzip Vernichtung durch Arbeit. „Jeder Zweite ist gestorben“, erzählt Naor. „Ich nicht. Warum? Drei Punkte musste man beachten. Erstens: Gute Freunde haben. Zweitens: Organisieren. Eine Kartoffel bedeutete einen Tag Leben. Drittens: Aufpassen auf die Aufpasser. Im Lager wurde man nur einmal geschlagen. Ein zweites Mal gab es nicht, man hat das nicht überlebt.“ Unter solchen Umständen schleppte der 15-jährige Abba Zementsäcke. „50 Kilo schwer, im Laufschrift, zwölf Stunden am Tag. Wer hinfiel, war verloren.“ Über die Woche stapelten sich die Leichen an. Wer sie freiwillig wegschaffte, bekam eine Suppe extra.

Eines Tages war Abba mit seinen Kameraden auf einem Bauernhof und sah, wie die Schweine gekochte Kartoffeln fraßen. „Wir und die Schweine hatten dasselbe Schicksal, wir waren alle zum Tode verurteilt. Also haben wir Kameradschaft mit den Schweinen geschlossen und ihnen die Kartoffeln stibitzt.“

Ende April 1945 traten die Häftlinge den Todesmarsch durch Bayern an. Neun Tage ohne Nahrung. Wer liegenblieb, bekam die Kugel. Am Morgen des 2. Mai waren die Wachen verschwunden. Vier Stunden später rückten die Amerikaner an.

Naor projiziert zu seinen Erzählungen entsetzliche Fotografien an die Wand des Gemeindefaals der FCL. Dort ragt der Schriftzug „Christus unser Leben“ in die Aufnahmen von Toten und Verhungerten hinein. Wie lebt man da weiter, was ist das für ein Dasein, 66 Jahre nach Kriegsende? „Wir führen ein doppeltes Leben“, erläutert der 83-Jährige. „Eines am Tag, wo wir normal erscheinen, und eines in der Nacht. Man wacht auf – und ist wieder im Lager, auf dem Appellplatz, in der Selektion. Je älter man wird, umso schlimmer wird es.“

sueddeutsche.de 27.01.2011

Fürstfeldbruck

Erinnerung an Holocaust

Von Peter Bierl

Am Mahnmal in Fürstenfeldbruck gedenken 200 Menschen der Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung.



Der Holocaust-Überlebende Karl Rom legt am Mahnmal in Fürstenfeldbruck einen Stein nieder. (© Günther Reger)

Über 200 Menschen haben sich am Donnerstag, am Jahrestag der Befreiung des KZ Auschwitz durch die Rote Armee, in Fürstenfeldbruck am Mahnmal für die KZ-Häftlinge versammelt, die im April 1945 von ihren deutschen Bewachern auf einen Todesmarsch gezwungen wurden. Die Straße war von der Polizei gesperrt, so dass wesentlich mehr Menschen an der Gedenkveranstaltung teilnehmen konnten, als in früheren Jahren, darunter Kommunalpolitiker sowie Schüler aus der Mittelschule West, dem Viscardi-Gymnasium und dem Carl-Spitzweg-Gymnasium in Germering.

Julia Zieglmeier vom Arbeitskreis Mahnmal zitierte in ihrer Ansprache den früheren Bundespräsidenten Roman Herzog mit den Worten, Erinnerung solle Kraft geben, künftige Irrwege zu vermeiden. Philipp Heimerl, Vorsitzender des Kreisjugendrings, las eine Passage aus den Erinnerungen des Überlebenden Solly Ganor vor, der „eine Kolonne grauer Gespenster“ schilderte, die aus den Außenlagern des KZ Dachau in Landsberg nach Dachau und dann Richtung Süden getrieben wurden, wo sie von den Amerikanern befreit wurden. Allein an einem Morgen waren 1.000 KZ-Häftlinge von den Wachen erschossen worden.

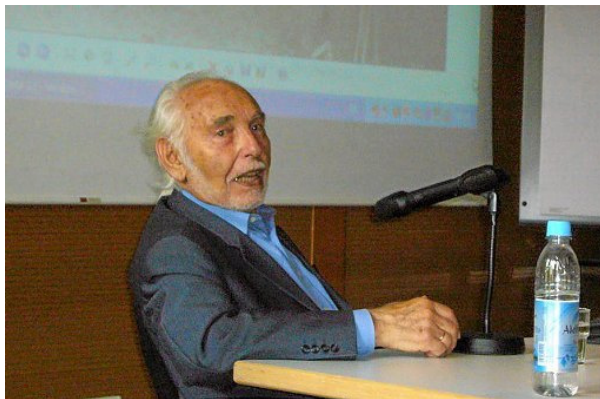
Ein Freund mahnte Ganor durchzuhalten, weil die Befreiung nahe sei. Eine Stunde später stolperte dieser Freund, blieb liegen und ein Dobermann biss ihm die Kehle durch. „Jeder Versuch, diese Untaten zu verstehen, muss zwangsläufig unseren Verstand sprengen“, meinte Heimerl.

Dabei waren der Nationalsozialismus und seine Verbrechen die letzte Konsequenz einer wahnhaften Ideologie, die deutsche Dichter und Denker seit dem 19. Jahrhundert entwickelt hatten. In Bruck marschierten die KZ-Häftlinge in der Dachauer Straße an Auguste Reber-Gruber vorbei, einer hohen NS-Funktionärin, die sich bemühte, antisemitische und rassistische Ideologie in die Köpfe von Lehrern und Schülern zu bringen.

Anschließend berichtete Karl Rom, 1925 in *Kovno in Litauen* geboren, den Schülern über sein Schicksal. Er wurde vom KZ Stutthof im Sommer 1944 nach Kaufering verschleppt. Dort musste er mit anderen jüdischen Häftlingen Bunker für eine unterirdische Flugzeugfabrik bauen. Etwa die Hälfte der 30.000 KZ-Arbeitssklaven starb bis Frühjahr 1945. Rom und sein Vater überlebten, auch den Todesmarsch, und wurden im Lager Allach von amerikanischen Soldaten befreit.

Persönlicher Erfahrungsbericht wird besonderer Moment

Von Sandra Müller



Karl Rom sieht das Erzählen als seine Pflicht an. – Foto: Schwarzwälder-Bote

Calw-Stammheim. „Es ist meine Pflicht zu erzählen, wie es war. Denn ich bin es meiner Familie schuldig“, antwortet Karl Rom auf die Frage, was es ihm bedeutet, vor 60 Schülern zu sprechen. Es herrscht Stille im Saal, als Rom, Überlebender des KZs Dachau, den Raum betritt, und diese Stille hält die gesamten 90 Minuten an, die der Zeitzeuge spricht und von seinen Erlebnissen erzählt.

Rom, 1926 in Litauen geboren, erlebte seine Kindheit und Jugend unter dem NS-Regime und teilt dies immer wieder Schülern aus ganz Deutschland mit, dieses mal zwei neunten Klassen des Maria von Linden-Gymnasiums, die drei Studientage in Dachau verbringen. Das Zeitzeugengespräch stellt mit dem Besuch der Gedenkstätte einen Höhepunkt der Fahrt dar.

Rom erzählt von dem Beifall in Litauen, als Hitler einmarschiert ist, unwissend, was noch auf die jüdische-litauische Gesellschaft zukommen wird, den ersten öffentlichen Ermordungen der Juden und vom Beifallklatschen der restlichen Bevölkerung zu den Tönen der litauischen Hymne. Bei seinen Berichten legt er Quellen auf, die die Einsatzbefehle der Gestapo zeigen, wie zum Beispiel der Befehl NR. 1 für die jüdische Bevölkerung vom 28. Juli 1941 zum Umzug ins Ghetto. Massenerschießungen wurden minuziös festgehalten, was eine Tabelle zeigt. Rom weist auf den als Überschrift stehenden Zusatz „keine besonderen Meldungen“ hin, der die Grausamkeit des Systems verdeutlicht. Er berichtet von seinem Leben im Ghetto, von den Selektionen, denen vor allem Ältere und kleine Kinder zum Opfer fielen, und auch von einer Begegnung mit seinem ehemaligen Schulkameraden, jetzt beim NS-Kraftfahrerkorps, der ihm im Ghetto fragte, wie es ihm gehe, worauf Rom antwortet: „Es geht mir gut, ich lebe noch.“

Bis August 1944 lebte und arbeitete der junge Karl Rom im Ghetto, wurde dann über Danzig nach Deutschland verschickt und landete schließlich im Außenlager des KZs Dachau in Kaufering. Er berichtet von dem menschenunwürdigen Prozess, wie man als Häftling aufgenommen wurde. Auf die Frage eines Schülers, wie oft man sich in solch einem Lager duschen konnte, huscht Rom ein Lächeln über die Lippen und er gibt zu Antwort, dass sie als Häftlinge froh waren, wenn man überhaupt entlaust wurde. Mit großer Spannung erzählt er von den letzten Tagen, als die Häftlinge zum so genannten „Todesmarsch“ geschickt wurde, diese aber parallel die Flugzeuge der Amerikaner schon hörten und auf die Befreiung hofften.

Karl Rom ist 19, als er als Häftling zusammen mit seinem Vater befreit wird. Große Teile seiner Familie sind dem NS-System zum Opfer gefallen.

Die Schüler hatten zwar schon viel zum Thema „Jugend im Nationalsozialismus“ im Unterricht gelernt, doch dieser persönlicher Erfahrungsbericht bedeutet für sie schon ein besonderer Moment, auf den sie auch in den Arbeitskreisen, in denen sie in dem Seminar aufgeteilt waren, vorbereitet wurden.

Das Zeitzeugengespräch mit Karl Rom ist Bestandteil des dreitägigen Studienseminars, das das Max-Mannheimer-Studienzentrum im Dachau anbietet, und das das Maria von Linden-Gymnasium seit 2005 jährlich mit allen neunten Klassen in Anspruch nimmt.